



Anna Dmitriewna Lambowa, ein Hilferuf aus Peterstal. Bericht auf Seite 10

AUS DEM INHALT:

Bericht: Nationalsozialistischer Einfluss auf das Verhältnis zu den Juden in Bessarabien Seite 6

Nachruf für Frau Knopp-Rüb Seite 3

Nora Scheid in Odessa – Letzte Folge Seite 11

Einladung zur Herbsttagung in Bad Sachsa Seite 4

250 Jahre Einladungsmanifest Seite 17

INHALT:

AUS DEM BESSARABIENDEUTSCHEN VEREIN E.V.

Nachruf für Frau Knopp-Rüb	3
Einladung zur Herbsttagung in Bad Sachsa	4
Besuch bei Familie Schramm in Rostock	5

AUS DEM VEREINSLEBEN / VERANSTALTUNGEN

Einladung zum Lichtentaler Treffen	5
Bericht: Nationalsozialistischer Einfluss auf das Verhältnis zu den Juden in Bessarabien	6
Einladung zum Treffen in Todendorf	6
Buchvorstellung „Budschakenblut“	9
Einladung Gemeinschaftsnachmittag in Möglingen	9
Nachruf auf Pius Ternes	10

KONTAKTE ZU BESSARABIEN / POLEN

Hilferuf aus Peterstal	10
Nora Scheid in Odessa – Letzte Folge	11
Aus Akkermann kommend	13

AUS DEM KIRCHLICHEN LEBEN

Das Brot das vom Himmel kommt	14
Monatsspruch für Oktober 2013	15
Predigt Egon Sprecher	15

AUS GESCHICHTE UND KULTUR

250 Jahre Einladungsmanifest	17
------------------------------------	----

LESERBRIEF

Im Ansatz verfehlt.....	18
-------------------------	----

AUS UNSEREN REIHEN / ERINNERUNGEN

Der Neuanfang März 1946	19
Meine ersten Jahre im Westen	20

FAMILIENANZEIGEN

.....	22
-------	----

SPENDEN

.....	24
-------	----

IMPRESSUM

.....	24
-------	----

TERMINE 2013

05.10.2013:	Treffen der Heimatgemeinde Seimeny
06.10.2013:	5. Treffen der Heimatgemeinde Beresina in Hagenow
13.10.2013:	Lichtentaler Treffen in Kirchberg/Murr
13.10.2013:	Bessarabisches Treffen in Stechow/ Havelland
17.10.2013 -	Ausstellung „Fromme und tüchtige Leute...“
12.01.2014:	im Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm
27.10.2013:	Herbsttreffen in der Mansfelder Region
27.10.2013:	Gemeinschaftsnachmittag in Möglingen
31.10.2013:	Treffen der Arziser und Brienner
31.10.2013:	Treffen Todendorf
08.11.2013 -	
10.11.2013:	Herbsttagung im Kurhaus Bad Sachsa
24.11.2013:	RP: Andreasfest mit Gottesdienst
15.12.2013:	RP: Adventsfeier

**Wir freuen uns über Reaktionen
unserer Leser zu unseren Artikeln.
Die Leserbriefe geben die Meinung der Leser
wieder, nicht die der Redaktion.
Kürzungen müssen wir uns vorbehalten.
Ein Anspruch auf Veröffentlichung
besteht nicht.**

IHRE REDAKTION.

Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins:

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:
Mo - Fr: 10.00 - 12.15 Uhr und 13.15 - 17.00 Uhr
Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Geschäftsstelle in Hannover:
Di und Do: 15.00 - 18.00 Uhr
Tel. 0511/9523930, Fax 0511/9524558

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:
Montag bis Freitag, jeweils 10.00 - 17.00 Uhr
an Wochenenden für Gruppen nach telefonischer
Vereinbarung

**Die nächste Ausgabe des
Mitteilungsblattes erscheint
am 7. November 2013**

**Redaktionsschluss für
die Oktoberausgabe
ist am 15. Oktober 2013**

Der Bessarabiendeutsche Verein trauert um seine Ehrenbundesvorsitzende Frau Gertrud Knopp

GÜNTHER VOSSLER
Bundesvorsitzender



Frau Gertrud Knopp verstarb nach langer Krankheit am 23. August 2013. Ihrer Familie sprechen wir zu allererst unsere tiefe und herzliche Anteilnahme aus.

Der Bessarabiendeutsche Verein muss von seiner hochgeschätzten und hochverehrten Ehrenbundesvorsitzenden, die sich um die Bessarabiendeutschen und die Dobrudschadeutschen sehr verdient gemacht hat, Abschied nehmen. Ihr Ableben bedeutet für unseren Verein einen sehr großen Verlust, da Frau Gertrud Knopp sich nahezu ihr ganzes Leben für die bessarabiendeutschen und dobrudschadeutschen Landsleute sehr engagiert und über alle Maße eingesetzt und sich mit den Zielen der Arbeit der Landsmannschaft vollkommen identifiziert hat.

Frau Gertrud Knopp ist in Kobadin in der Dobrudscha geboren und dort aufgewachsen. Ihre Eltern kamen aus Bessarabien und sie hat als Kind viel Zeit bei ihren Großeltern, Onkeln und Tanten in Bessarabien zugebracht. So hat sie schon in ihrer Kinder- und Jugendzeit die Zusammengehörigkeit in der Dorfgemeinschaft und deren besondere Identitätsbildende Kultur erlebt.

Als die Dobrudschadeutschen Ende 1940 umgesiedelt wurden, wurde sie mit ihrer Familie in Polen angesiedelt. In dieser Zeit in Polen konnte sie im Warthegau eine Handelsschule besuchen, die sie ungeplant für ihre spätere Arbeit beruflich vorbereitete. Im Dezember 1945 führte sie ihre Flucht aus dem Warthegau in den Westen

nach Stuttgart. Hier begann dann kurz nach dem Ende des schrecklichen Kriegs ihre landsmannschaftliche Arbeit, in der sie über 60 Jahre aktiv eingebunden war.

Ihr Onkel, Dipl.-Ing. Karl Rüb, hatte mit der evangelischen Kirche in Württemberg ein „Hilfswerk für evangelische Umsiedler aus Bessarabien und der Dobrudscha“ kurz: „Hilfswerk für Schwabenum siedler“ gegründet.

Gertrud Knopp arbeitete dort im Büro als Sekretärin und erlebte schon mit 20 Jahren den Zuzug von Tausenden Flüchtlingen. Die Flüchtlinge kamen mit Güterzügen am Stuttgarter Hauptbahnhof an. Ein Segen für die Flüchtlinge aus Bessarabien und der Dobrudscha war das „Hilfswerk für Schwabenum siedler“, an deren Spitze ihr Onkel, Dipl.-Ing. Karl Rüb, stand. Im Hilfswerk bekamen sie Aufenthaltsgenehmigungen und Karl Rüb mit seinen vielen Helfern, und dazu gehörte im Besonderen auch Gertrud Knopp, beschafften für unsere Wohnungslosen und nach neuer heimsuchenden Landsleute die Zuzugsgenehmigungen in die Landkreise in Württemberg. Und damit war die Hoffnung verbunden, wieder ein neues Zuhause in dem Land ihrer Vorfahren zu finden.

Aus dieser intensiven Integrationsarbeit im Hilfskomitee und den damit verbundenen vielfältigen Erlebnissen, entwickelte sich eine intensive Verbindung zu den bessarabischen Organisationen, und deren landsmannschaftlichen Gremien. Frau Gertrud Knopp arbeitete dort aktiv in unterschiedlichen Positionen mit und sehr oft als einzige Frau. So war sie über Jahrzehnte als Vorstandsmitglied in der Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen und auch bei den Dobrudschadeutschen tätig. Frau Gertrud Knopp war in diesen Gremien aber nicht nur „Mitglied“, sondern sie übernahm aktiv und mit Leidenschaft zielgerichtet viele Aufgaben, bearbeitete diese eigenständig und sie hatte aus ihrer Persönlichkeit heraus die Kraft, diese übernommenen Aufgaben auch zum Ziel zu führen.

Ihre Liebe zu der Dobrudscha und auch ihr exzellentes Wissen über die Geschichte der Bessarabien- und Dobrudschadeutschen führte dazu, dass die Gremien der Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen sie zur stellvertretenden Bundesvorsitzenden wählten und danach dann in einer schwierigen Umbruchsituation für die Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen zu ihrer Bundesvorsitzenden.

Als es Ende 1989 möglich war, die alte Heimat wieder zu besuchen, gehörte sie

zu den ersten, die die Dörfer in der Dobrudscha und in Bessarabien besuchte. In einem ihrer Gedichte beschreibt sie die Sehnsucht nach diesen Orten, den Häusern ihrer Kindheit.

Der Gedanke, mit diesen Reisen mitzuhelfen, eine Brücke der Völkerverständigung in die Dobrudscha und nach Bessarabien zu bauen, war ihr dabei besonders wichtig. So organisierte sie Reisen in die Dobrudscha, um ihren Landsleuten die alte Heimat zu zeigen aber auch Beziehungen aufzubauen zu den Menschen, die heute dort in den ehemals deutschen Siedlungen leben. Auch die nachwachsende Generation wollte sie mit diesen Reisen erreichen und sie motivieren, an den Zielen der Landsmannschaft für die Völkerverständigung gerade mit dieser Region Osteuropas zukünftig mitzuarbeiten.

Ihre vielfältigen Aufgaben in der Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen und der Bessarabiendeutschen konnte sie durchführen, weil sie immer durch ihren Mann Siegfried (der auch aus Bessarabien kam und viele Jahre als Bundesgeschäftsführer bei der ehemaligen Landsmannschaft mitgearbeitet hat) unterstützt wurde und auch durch ihre Familie den Freiraum und die Unterstützung dazu bekam.

Die vielfältigen Aufgaben, die Frau Knopp ehrenamtlich innerhalb der landsmannschaftlichen Arbeit übernommen hat, wurde auch in der Öffentlichkeit sehr wertgeschätzt und geachtet. Für ihre wertvolle Arbeit, die sie nahezu rastlos ehrenamtlich durchführte, hat sie höchste Auszeichnungen erhalten:

Der Bessarabiendeutsche Verein e.V. ehrte Frau Gertrud Knopp mit seiner höchsten Auszeichnung, der Goldenen Ehrennadel. Als sie nach der Fusion der Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen e.V. mit dem Bessarabiendeutschen Verein e.V., aus Altersgründen aus dem Bundesvorstand ausschied, wurde sie zur Ehrenbundesvorsitzenden des Bessarabiendeutschen Vereins e.V. ernannt.

Als Krönung ihrer unermüdlichen und wertvollen ehrenamtlichen Arbeit wurde Gertrud Knopp im Jahr 2001 durch den Bundespräsidenten das Bundesverdienstkreuz am Bande der Bundesrepublik Deutschland verliehen, das sie im Stuttgarter Rathaus in Empfang nehmen konnte. Mit dieser Verleihung wurde auch ihr großes literarisches Schaffen gewürdigt.

Frau Knopp hinterlässt uns einen großen Schatz an wertvoller Heimatliteratur. Als Heimatdichterin hat Sie weit über ihren Tod hinaus Spuren hinterlassen. In un-

serer Bibliothek in unserem „Haus der Bessarabiendeutschen“ in Stuttgart finden wir allein über 200 Hinweise auf Bücher, Gedichte, Erzählungen und Berichte, die in den Mitteilungsblättern und den Jahrbüchern veröffentlicht wurden. Dabei sind die vielen Dobrudscha-Boten, die sie vierteljährlich herausgeben hat, nicht enthalten. Von ganzem Herzen danken wir ihr auch für die langjährige verantwortliche Redaktion der Beilage „Heimat“ in unserem Mitteilungsblatt.

Zu ihren großen Werken zählen die Bücher mit denen sie sich ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Besonders erwähnen wollen wir:

„Land o Land“,
 „Denn ein Leuchten ist geblieben“,
 „Unvergessenes Land“
 „Seht das Land“
 „Heimatbuch Katzbach“
 „Wo ich geboren bin“

Danken wollen wir an dieser Stelle für die Festschriften, die sie als verantwortliche Redakteurin zu den Bundestreffen herausgegeben hat und danken wollen wir

für die Redaktion vieler Jubiläumsschriften in den vergangenen Jahrzehnten. Viele davon tragen ihre Handschrift.

In Zusammenarbeit mit dem Alexander-Stift und dem Kreisverband der Bessarabiendeutschen in Backnang hat sie das schön bebilderte und mit ihren verbindenden und treffenden Erklärungen zu den bessarabiendeutschen Gerichten versehene Kochbuch „Bessarabische Spezialitäten“, das heute in keinem Haus mit bessarabischen Wurzeln fehlt und auch schon zum Standard bei den Enkelgenerationen gehört, herausgegeben.

Es ist nicht möglich, alle Verdienste unserer verstorbenen Gertrud Knopp in diesen Nachruf aufzunehmen, denn ihre Lebensarbeit und ihre Leistungen für unsere Arbeit über 60 Jahre hinweg, sind überaus vielfältig und groß.

Wir danken von ganzem Herzen für alles, was sie uns gegeben und geschenkt hat.

Zum Ende dieses Nachrufs möchten wir noch aus einem ihrer Gedichte zitieren, in dem Frau Knopp auch ihre eigene Geschichte verarbeitete und das vielen unserer Landsleute auch Trost und Mut bedeutete:

*Längst haben wir Heimat gefunden
 und fühlen uns wieder Zuhaus.
 Das werden wir immer bekunden.
 Wir bleiben jedoch
 dem Lande verbunden
 aus dem wir einst zogen hinaus.*

Der Bessarabiendeutsche Verein trauert um seine Ehrenbundesvorsitzende Gertrud Knopp. Eine prägende Persönlichkeit unseres Vereins, die sich mit der landsmannschaftlichen Arbeit sehr identifiziert hat, ist nicht mehr unter uns. Wir vom Bessarabiendeutschen Verein e. V. wollen Gertrud Knopp-Rüb ein ehrendes Gedenken bewahren und uns immer mit ganz besonderer Dankbarkeit an sie erinnern.

Der Vorstand des Bessarabiendeutschen Vereins e.V.

*Günther Vossler, Bundesvorsitzender
 Kuno Lust, Bundesgeschäftsführer
 Linde Daum, Stellv. Bundesvorsitzende
 Werner Schäfer, Stellv. Bundesvorsitzender
 Erika Wiener, Stellv. Bundesvorsitzende*

Einladung

zur Herbsttagung im Kurhaus Bad Sachsa von Freitag, 8.11., 18 Uhr bis Sonntag, 10.11.2013, 13.00 Uhr

Liebe Freunde der Herbsttagung, und solche, die es werden möchten!

Die Herbsttagung gehört seit 20 Jahren zum festen Bestandteil unserer Arbeit im Bessarabiendeutschen Verein. Viele interessante Themen haben wir in diesen 20 Jahren bearbeiten können.

Und in diesem Jahr wollen wir uns mit dem

Thema: „Heimat“

beschäftigen. Ist Heimat ein Mythos? Welche Bedeutung hat Heimat für uns und unsere Kinder und Enkelkinder?

Auch in diesem Jahr konnten wir wieder gute Referenten gewinnen, die das Thema aus unterschiedlichen Sichtweisen behandeln werden. Auf ihre Ausführungen können wir gespannt sein.

Neben der ‚Arbeit‘ ist Zeit in geselliger Runde zusammen zu sein, um mit ‚Verzähla‘, Singen bessarabischer und anderer Lieder und vorgetragener Gschichtla unsere Gemeinschaft zu pflegen und zu stärken. Gisela Sawall überschrieb einmal ihren Bericht über die Herbsttagung: „Wir kommen als Fremde und scheiden als Freunde“

Leider ist das Haus in Hildesheim wegen einer Messe vollständig belegt. Deshalb werden wir wieder nach Bad Sachsa gehen.

**Wir freuen uns auch in diesem Jahr wieder auf Sie/Euch,
 herzlichst Eure/Ihre
 Erika Wiener und P. Arnulf Baumann**

**Anmeldung an: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstr. 17, 70188 Stuttgart
 Oder: Erika-Wiener@t-online.de, Tel. 0511/37464753**

P.S. Kosten der zweitägigen Herbsttagung mit Unterkunft und Vollpension: 100,00 €/Pers.

**BESSARABIENDEUTSCHER
 VEREIN E.V.**



Besuch bei Johannes und Gerlinde Schramm in Rostock

GÜNTHER VOSSLER
Bundsvorsitzender

Anfang Juni konnte ich Herrn Johannes Schramm und seine Frau Gerlinde in Rostock besuchen. Herr Schramm, der wenige Wochen nach meinem Besuch seinen 90. Geburtstag feiern konnte, ist ein wichtiger Wissensträger im Besonderen bezogen auf die zweite Hälfte der 30er Jahre in Bessarabien. Herr Schramm wurde in Hoffnungstal geboren, heute lebt er mit seiner Frau in seinem sehr schönen Reihenhauses. Das gesamte Wohn-Quartier, das noch in der DDR-Zeit „als Schweden-Haus“ Siedlung erstellt wurde, strahlt eine sehr angenehme Wohn- und Lebensqualität aus.

Herr Johannes Schramm berichtete ausführlich über die Situation in Hoffnungstal in Bessarabien vor allem nach 1935. Er erzählte vom Einfluss der Erneuerungsbewegung in der Gemeinde und vom Einfluss der Partei von Professor Cuza, die besonders rumänisch nationalistisch eingestellt war, jedoch ebenfalls wie die Erneuerungsbewegung mit deutlicher Frontstellung gegen die jüdische Bevölkerung. Nach seinen Ausführungen gab es in Hoffnungstal Anhänger beider Gruppierungen, die sich nicht freundlich gesinnt waren und er berichtete auch von gegenseitigen Ausschreitungen. Die unterschiedlichen politischen Einstellungen in der damaligen Zeit hätten auch Konflikte bis hinein in die Familien ausgelöst. Er berichtet weiter, dass sein Onkel, Arthur Jahnke sich mit der Partei von

Professor Cuza und den damit verbunden Zielen identifizierte, und dass auch seine ganze Familie die Cuza Partei aktiv unterstützte.

In Hoffnungstal, so berichtete er weiter, entwickelten sich so zwei politische nationalistische Lager, die Erneuerungsbewegung und die Partei von Professor Cuza. Diese politischen Auseinandersetzungen führten dann in Hoffnungstal, wie in unserem Mitteilungsblatt ausführlich zu lesen war, zu einem tätlichen Konflikt, bei dem sein Onkel, Arthur Jahnke, im blühenden jugendlichen Alter zu Tode kam. Herr Schramm berichtete, dass sein Onkel ein in Hoffnungstal sehr geachteter junger Mann gewesen sei, vom großen Teil der Gemeinde sehr akzeptiert und geschätzt. Er sei eben kein Raufbold und Schlägertyp gewesen, wie die von der Erneuerungsbewegung herausgegebene Zeitung damals aussagte. Herr Johannes Schramm resumierte und sagte: nach seiner Einschätzung wurde sein Onkel, Arthur Jahnke, Opfer dieser politischen Auseinandersetzungen, die auch vor Gewalt und Totschlag nicht zurückschreckten.

Im weiteren Gespräch brachte er dann nochmals sehr deutlich seine Enttäuschung zum Ausdruck, dass nunmehr nach über 70 Jahren dieser Hoffungstaler Mord an seinem Onkel Artur Janke, im Mitteilungsblatt vom Januar 2012, in dem Artikel „1936 geschehen in Hoff-



nungstal“, thematisiert wurde, und man seinem Onkel nicht die „Ruhe im Tode“ gelassen habe. In keiner Weise, so sein Eindruck, habe man bei der Berichterstattung, die damalige generelle politische Stimmung mit berücksichtigt.

Zum Abschluss des Besuches freute er sich, dass er trotz seines Alters die Arbeit der Bessarabiendeutschen noch begleiten und unterstützen kann. Im Besonderen lobte er die vielfältige kulturelle Arbeit, die gerade auch in Mecklenburg-Vorpommern schon seit Beginn der 90 er Jahre angeboten werde.

Herr Vossler dankte Familie Schramm für die herzliche Gastfreundschaft, die er bei seinem Besuch erfahren habe und ganz besonders, dass er von Herrn und Frau Schramm vom Flughafen in Rostock-Laaage abgeholt wurde. *Im September 2013*

Einladung und ein herzliches Willkommen zum Lichtentaler Treffen

**Sonntag, 13. Oktober 2013, 10 Uhr
in der Gemeindehalle, 71737 Kirchberg/Murr, Ende ca. 16 Uhr**

Programmübersicht:

Musikalischer Auftakt mit der Bläsergruppe, Begrüßung: Kuno Lust, Lichtentaler Glocken, Andacht: Klaus Hillius Diakon, Musik, Ehrung der Toten, Musik, Grußworte und Ansprachen, Bürgermeister Frank Hornek

Unsere Themen:

Wie war das mit der Umsiedlung mit Werner Schäfer, Stellv. Bundsvorsitzender Bessarabisches Mittagessen

Geschichte und Leben der Familie Wildermuth

Bericht des Vorsitzenden über Besuche in Lichtental, Kuno Lust

Kaffee und Kuchen – Zeit für Begegnungen

Gemeinsames Singen Bessarabischer Volksweisen

Schlusswort Kuno Lust



Bericht von der Herbsttagung 2012 in Hildesheim mit dem Titel „Der Einfluss des Nationalsozialismus auf die Bessarabiendeutschen“. Hier: Teil 5, Vortrag von P. Arnulf Baumann, für das Mitteilungsblatt zusammengestellt von: Manfred Bolte M.A. Ahstedt

Nationalsozialistischer Einfluss auf das Verhältnis zu den Juden in Bessarabien

VORTRAG VON
P. ARNULF BAUMANN

Frau Wiener kündigte den letzten Vortrag der Herbsttagung 2012 mit den Worten an, dass Pastor Arnulf Baumann lange Zeit Herausgeber einer Schriftenreihe der „Studienkommission Kirche und Judentum“ zum christlich-jüdischen Dialog gewesen ist und somit als besonderer „Kenner“ zu dieser Problematik sprechen werde.

Arnulf Baumann stellte voran, dass vor einer sinnvollen Beschäftigung des Einflusses des Nationalsozialismus auf das Verhältnis der Bessarabiendeutschen zu den Juden zunächst auf die Ausgangslage geschaut werden müsse, erst dann könne gezeigt werden, wie sich dieses Verhältnis durch Einflüsse aus Deutschland verändert habe. Drei Aspekte seien bei diesen

Veränderungen zu unterscheiden: Zum einen die Angst vor einem Übergreifen der bolschewistischen Herrschaft in der Sowjetunion auf Bessarabien, zum zweiten die wirtschaftliche Konkurrenz und zum dritten die Ausbreitung der antisemitischen Rassenlehre. Alle drei Aspekte, so Baumann, wurden mit Juden in Verbindung gebracht und wirkten verstärkend auf eine zunehmend jüdenfeindliche Einstellung unter den Bessarabiendeutschen.

Die Ausgangslage: Der christliche Antijudaismus

Der Referent ging weit in die Geschichte zurück und erinnerte zunächst daran, dass sich das Christentum aus dem Judentum heraus entwickelt hat. Jesus selbst gehörte ebenso zum jüdischen Volk wie seine Jünger und die ersten christlichen Gemein-

den im Lande der Bibel. Die Bibel der ersten christlichen Gemeinden war die Bibel der Juden, die erst später durch das Hinzufügen der neutestamentlichen Schriften zum „Alten Testament“ wurde. Kurz zusammengefasst: Das Christentum begann als eine Sonderform innerhalb des Judentums.

Den weiteren historischen Verlauf erklärte Pastor Baumann dadurch, dass sich schon im ersten christlichen Jahrhundert mit der rasanten Ausbreitung des Christusglaubens im gesamten Römischen Reich und dem damit einhergehenden Übergang zur damaligen Weltsprache Griechisch vieles änderte. Durch die Entscheidung des Apostels Paulus, die von vielen seiner Anhänger mitgetragen wurde, wurde bei der Taufe von nicht zum Judentum gehörenden Heiden, die Aufnahme in das jüdische Volk durch die Beschneidung nicht mehr verlangt. Es wurden Christen und Juden immer deutlicher unterschieden; man geriet zunehmend in eine Konkurrenzsituation, zumal die oft zahlreichen ursprünglich heidnischen Sympathisantenkreise um die Synagogen („Proselyten“ und „Gottesfürchtige“) in Scharen zu den christlichen Gemeinden überliefen.

Das verstärkte sich laut Pastor Baumann noch nach der Konstantinischen Wende zu Anfang des 3. Jahrhunderts, als der Christusglaube Zug um Zug zur Staatsreligion des Römischen Reiches wurde, wobei die heidnischen Kulte zurückgedrängt und allmählich zum Verschwinden gebracht wurden, während das Judentum als einzige Religion neben der christlichen geduldet wurde, dadurch aber immer mehr in eine Außenseiterrolle geriet, zum zunehmend als abschreckend empfundenen Musterbeispiel für Anderssein.

Von nun an stand eine mit der Staatsmacht verbündete Kirche einer rechtlich nur schwach abgesicherten Synagoge gegenüber. Aus dieser Situation ergab sich ein Überlegenheitsgefühl der Kirche, die das Judentum als eine überholte Glaubensform betrachtete, die man zunehmend als fremd, ja feindlich empfand. Verhängnisvoll wirkte sich die Theorie vom „Gottesmord“ aus, durch die nicht nur Juden der Zeit Jesu, sondern allen Juden aller Zeiten die Schuld am Tode Jesu angelastet wurde, obwohl die Kreuzigung eine römische Strafform für Staatsverbrecher war und auch im Falle Jesu von römischen Soldaten ausgeführt wurde. Aus

Herzlich willkommen zu unserem traditionellen Treffen in Todendorf, am 31. Oktober 2013, ab 10 Uhr

Es ist schon zu einer schönen Tradition geworden, dass wir uns aus Anlass des Reformationstages am 31. Oktober zu einem geselligen Beisammensein treffen.

Auch in diesem Jahr freuen wir uns wieder auf Ihren Besuch.

Die Arbeitskreise Mecklenburg-Vorpommern und die Heimatgemeinde Arzis mit Brienne laden auch in diesem Jahr in den Gasthof „Zur Erbmühle“ in Todendorf bei Teterow ein.

Wir treffen uns um 10 Uhr.

Im Mittelpunkt unseres Treffens steht der Reisebericht der Eheleute Nitschke unter dem Motto „Bessarabien 2013“.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen ist viel Zeit für Diskussionen und Gespräche zu dem Reisebericht. Sehr gerne können eigene Erfahrungen und Erlebnisse dargelegt werden.

Unsere Veranstaltung beenden wir mit einem gemütlichen Kaffeetrinken.

Wegen der begrenzten Anzahl an Plätzen ist eine Anmeldung erforderlich.

Die Anmeldung bitte an folgende Adressen:

Ingrid Versümer, In den Hören 6, 18236 Kröpelin, Tel. 038292-78027
Elvira Schmidt, Teichstr. 5, 18258 Hof Tatschow, Tel. 03844-926478
Erwin Reinhardt, Malzstr. 30, 17034 Neubrandenburg, Tel. 0395-4221700
Prof. Wilhelm Kappel, Friedensstr. 30, 17207 Röbel, Tel. 039931-50091
S. Ziebart, Tel. 07043-920471 oder per E-Mail: sziebart@t-online.de

Übernachtungen können gebucht werden unter Gasthof „Zur Erbmühle“ bei Teterow, an der Landstr. 4; 17168 Thürkow (Todendorf), Tel. 039975-70477

**Alle Landsleute und Gäste sind herzlich willkommen.
Ihre Ingrid Versümer**

der „Gottesmord“-Theorie entwickelten sich in späterer Zeit regelmäßig in der Passionszeit nach entsprechenden Predigten in den Kirchen Übergriffe auf jüdische Nachbarn, für die sich sehr viel später das russische Wort „Pogrom“ (Zerstörung) als Fachausdruck einbürgerte. Pastor Baumann erinnerte in diesem Zusammenhang an das große Pogrom von Kischinew während der Osterfeiertage 1903 mit 45 Toten, mehreren Hundert Verletzten und vielen zerstörten Häusern, das ist in die Geschichte eingegangen ist. Dann machte Pastor Baumann einen großen zeitlichen Sprung in seinem Vortrag:

Nach den Schrecken des Holocaust/der Schoa setzte eine Neubesinnung über das Verhältnis von Christen und Juden ein, durch die mit Erschrecken wahrgenommen wurde, welch großen Anteil christliche Judenfeindschaft am Zustandekommen dieses Menschheitsverbrechens gehabt hat, als einer Grundstimmung, die die Christen aller Konfessionen uninteressiert am Schicksal der Juden machte, unempfindlich gegenüber ihrem Leiden. Im Zuge der Neubesinnung bürgerte sich allmählich die Bezeichnung „Antijudaismus“ ein, die diese Grundeinstellung der Christen gegenüber Juden und Judentum von anderen judenfeindlichen Einstellungen abgrenzen soll.

Pastor Baumann erklärte, dass für Antijudaismus charakteristisch ein allgemeines Fremdheitsgefühl gegenüber Juden sei, das sich bei entsprechenden Anlässen zu offener Feindschaft steigern konnte. Diese Grundeinstellung wurde gerade bei evangelischen Christen in die Bibel zurückverlagert: Man sah Jesus und seine Anhänger als „eigene Leute“ an, während die gegen Jesus auftretenden Juden als „Feinde Jesu“ wahrgenommen wurden – ohne zu bedenken, dass auch Jesus und seine Anhänger Juden waren. Man konstruierte einen Gegensatz zwischen dem rachsüchtigen „Gott des Alten Testaments“ und dem Nächstenliebe fordernden „Gott des Neuen Testaments“ – ohne zu bedenken, dass dies Gebot sich zuerst im Alten Testament (3. Mose 19, 18) findet. Man setzte der jüdischen „Ethik der Gesetzlichkeit und Vergeltung“ eine christliche „Ethik der Liebe und Barmherzigkeit“ entgegen – ohne zu bedenken, dass die Verweigerung der Nächstenliebe gegenüber Juden in eklatantem Widerspruch zu dem eigenen Anspruch stand. Man hielt den Bund Gottes mit dem Volk Israel für aufgehoben, die Christenheit für den Alleinerben der biblischen Verheißungen Gottes – ohne zu bedenken, dass auch nach dem Neuen Testament Gottes Berufung nicht aufgehoben werden kann (z. B. Röm. 11, 29).

Für Bessarabien ist anzunehmen, dass die sich dort ansiedelnden Deutschen solche Grundeinstellungen aus ihrer Heimat mitgebracht haben. Jedoch bestand zunächst wenig Anlass, sich ausdrücklich mit dem Verhältnis zu Juden und Judentum zu beschäftigen. Denn in den neu entstehenden deutschen Siedlungen lebten zunächst kaum Juden. Diese lebten vor allem im Norden Bessarabiens, das im Zarenreich zum so genannten „Ansiedlungsrayon“ zugeschlagen wurde, den Gebieten im Westen des Reiches, in denen Juden ohne besondere Genehmigung wohnen durften. Dort lebten sie vorwiegend in den Städten – in Kischinew erreichte die jüdische Bevölkerung knapp die Hälfte der Einwohnerschaft. Nach dem Kischinewer Pogrom von 1903 sind Juden offenbar verstärkt in die deutschen Siedlungen im Süden eingewandert, wo sie sich sicherer fühlten als anderswo. So entwickelte sich allmählich ein Kontakt. Aber die Fremdheit blieb. Man machte sich kaum Gedanken darüber, dass ein deutscher Samuel den gleichen biblischen Vornamen trug wie ein jüdischer Schmu-el, oder ein deutscher Jakob den gleichen wie ein jüdischer Jaakow oder Jankel. Man machte sich auch kaum Gedanken darüber, warum die sprachliche Verständigung mit den Juden durch deren jiddische Sprache so leicht gelang, was auf die Vertreibungen und Verfolgungen der Juden aus dem mittelalterlichen Deutschland zurückging, die ihren deutsch-jüdischen Dialekt von dort mitgebracht hatten. Pastor Baumann fasste dieses in der Formulierung: „Man lebte nebeneinander her, ohne sich groß für einander zu interessieren“ zusammen.

Erster Aspekt: Die Bedrohung durch den Bolschewismus

Das wurde anders seit dem Ende des Ersten Weltkriegs, als Bessarabien zu Rumänien zählt und dadurch die traditionellen Verbindungen zu den russischen Nachbargebieten und besonders zu den dort lebenden Deutschen jäh abgeschnitten wurden. Die Bessarabiendeutschen, die sich bis dahin an den Schwarzmeerdeutschen und an den Deutschen in den Ostseeprovinzen des Russischen Reiches – dem Baltikum – ausgerichtet hatten, mussten sich völlig neu orientieren. Man richtete sich zunehmend an der stärksten deutschen Bevölkerungsgruppe im zunächst ganz fremden rumänischen Staat aus, den Siebenbürger Sachsen, und entdeckte über diese das alte deutsche Mutterland, zu dem in der Zarenzeit die Kontakte immer mehr verkümmert waren. Vor allem durch die nun verstärkt in Deutschland Studenten geriet man immer mehr unter den Einfluss der geistigen

und politischen Strömungen in Deutschland.

Gleichzeitig verfolgte man mit wachsendem Entsetzen die Entwicklungen im benachbarten Schwarzmeergebiet – zuerst die erbitterten Kämpfe zwischen Weiß und Rot, dann die brutale Durchsetzung der Sowjetherrschaft und vor allem die Katastrophe der im Gefolge der Kollektivierung der Landwirtschaft einsetzenden schrecklichen Hungersnot, die in der Ukraine heute „Holodomor“ genannt wird. Trotz der Absperrung der Grenze am Dnjestr gelangten immer wieder neue Schreckensnachrichten nach Bessarabien, die die Angst vor einem Übergreifen des Bolschewismus schürten. Der kommunistische Aufstand von Tatarbuniar 1924 wurde zwar – auch mit tatkräftiger Hilfe von Bessarabiendeutschen – niedergeschlagen, blieb aber eine Warnung davor, wie leicht die Sowjetherrschaft nach Bessarabien herüberschwappen könnte.

Irgendwann kam der Gedanke auf, dass das Sowjetsystem etwas mit dem Judentum zu tun haben könnte. Das passte in die Ängste vor einer jüdischen Weltverschwörung, wie sie durch die „Protokolle der Weisen von Zion“ geschürt wurden, eines von der zaristischen Geheimpolizei zu Anfang des 20. Jahrhunderts in St. Petersburg gefälschten Pamphlets, das seither in allen möglichen Weltgegenden herumgeistert, bis heute in vielen arabischen Ländern. In diesen „Protokollen“ wird angeblich enthüllt, dass die „Weisen von Zion“ systematisch auf eine völlige innere und äußere Zerrüttung der abendländischen Gesellschaft hinarbeiten. Das sollte schon in der Entstehungszeit der „Protokolle“ zur Diskreditierung der revolutionären Bestrebungen im Zarenreich dienen. Nachdem die Bolschewisten, die extreme Mehrheitsrichtung des Russischen Kommunismus, in der so genannten Oktoberrevolution die Macht erlangten und die Zarenherrschaft gestürzt hatten, erhielten diese Ängste neue Nahrung. Die unbestreitbare Tatsache, dass sich unter den führenden Kommunisten der ersten Stunde auch einige Juden befanden – darunter der bedeutende Theoretiker Leo Trotzki – wurde als „Beweis“ für die Wahrheit der Theorie einer jüdischen Weltverschwörung gewertet. Allerdings hatten diese jüdischen Bolschewisten nie einen entscheidenden Einfluss. Trotzki wurde später von Stalin zur Flucht gedrängt und in Mexiko ermordet. In seiner letzten Lebenszeit entwickelte Stalin einen besonderen Hass auf jüdische Ärzte, die er in Schauprozessen zum Tode verurteilen und hinrichten ließ. Das hinderte aber viele Menschen in Europa und der ganzen Welt nicht daran, den kommunistischen Anspruch auf die Weltrevolution mit der Theorie einer jüdischen Weltver-

schwörung zu verbinden, so dass man zunehmend von „jüdisch-bolschewistischer“ Herrschaft sprach.

Das lässt sich auch für Bessarabien feststellen. In Ihrer Dokumentation über die bessarabiendeutsche Presse der Dreißigerjahre hat Stefanie Wolter zusammenfassend festgestellt, dass es ab 1933 in beiden deutschsprachigen Zeitungen in Bessarabien zu einer „ständigen Gleichsetzung von Weltjudentum und Bolschewismus“ gekommen ist. Das ist auf den immer stärker werdenden Einfluss aus Deutschland zurückzuführen, aber auch auf Entwicklungen in Rumänien selbst.

Zweiter Aspekt: Die wirtschaftliche Konkurrenz

Pastor Baumann führte den Aspekt der wirtschaftlichen Konkurrenz auf eine Veränderung in der Besiedlung zurück: Seitdem sich Juden in vielen deutschen Dörfern niedergelassen hatten, betätigten sie sich dort vielfach in Handelsberufen. Das geht zurück auf die Gesetzgebung im Römischen Reich seit der Einführung des Christentums als Staatsreligion, durch die Juden faktisch aus der Landwirtschaft ausgeschlossen wurden, weil sie keine christlichen Sklaven haben durften, ohne die man sich Landwirtschaft in großem Stil damals nicht denken konnte, und es geht zurück auf die Handwerksordnungen des Mittelalters, durch die die verschiedenen Zünfte als christliche Bruderschaften organisiert wurden, denen Juden nicht angehören konnten. Geldgeschäfte waren dagegen Christen verboten, so dass Juden in diesem Bereich eine Nische fanden, in der sie sich – vielfach gefährdet – betätigen konnten. Die Bibel Alten und Neuen Testaments setzt jedoch voraus, dass die Juden der alten Zeit sich vorwiegend in der Landwirtschaft betätigten – man denke nur an die Gleichnisse Jesu.

Als Bessarabien durch den Anschluss an Rumänien nach dem Ersten Weltkrieg stärker in die Weltwirtschaft einbezogen wurde, kam den deutschen Bauern ihre Abhängigkeit von jüdischen Händlern stärker zu Bewusstsein. Pastor Baumann veranschaulichte dieses daran, dass es den Bauern nicht in den Kopf wollte, dass bei einer guten Ernte die Preise sanken, während sie bei einer schlechten Ernte stiegen, der Mechanismus von Angebot und Nachfrage war ihnen unbekannt und undurchschaubar. Man fühlte sich den Händlern ausgeliefert und glaubte nur zu gerne den Weltverschwörungstheorien, ohne zu wissen und zu bedenken, dass auch die Händler von der Preisentwicklung auf dem Weltmarkt abhängig waren. Allmählich sprach sich die Idee herum, durch Gründung von Kooperativen in den einzelnen Ortschaften die eigene

Marktmacht zu stärken und durch Gründung eines Wirtschaftsverbandes 1921 die Vermarktung der eigenen Produkte besser steuern zu können. Da es an Erfahrungen in diesem Bereich unter den Deutschen weithin fehlte, waren die Anfänge sowohl im örtlichen wie im überörtlichen Bereich zunächst von mancherlei Rückschlägen begleitet. Erst als mit Dr. Otto Broneske 1927 ein in Deutschland ausgebildeter Volkswirtschaftler die Geschäftsführung des Wirtschaftsverbandes übernahm, kam mehr Professionalität in dessen Arbeit.

Kooperative und Wirtschaftsverband können als notwendige Abrundung des Berufsspektrums der Deutschen betrachtet werden, als Selbsthilfe-Maßnahme. Jedoch geriet man auf diese Weise unweigerlich in eine Konkurrenz zu den bisher auf diesem Gebiet tonangebenden jüdischen Händlern. Dabei schlichen sich unversehens, so Baumann, antijüdische Ideen in die Argumentation ein. Das kann man schon an einer Artikelserie beobachten, mit der Broneske 1928 bis 1930 in der Deutschen Zeitung Bessarabiens für den Verband warb. Darin wird „die Welt der Händler“, die „mit den skrupellosesten Mitteln arbeiten“ (Zitat), als Gegner angesprochen, womit auch deutsche Konkurrenten gemeint waren, aber wohl doch vor allem jüdische Händler.

Durch die Aktivitäten der Kooperative und des Wirtschaftsverbands erschlossen sich die Bessarabiendeutschen im Laufe der Dreißigerjahre neue Berufszweige, was der notwendigen Umwandlung einer reinen Agrargesellschaft zu einer differenzierteren Wirtschaftsstruktur durchaus entsprach. Dieser Prozess wurde aber begleitet von einer wachsenden Animosität gegenüber jüdischen Händlern aller Art, die durchaus nicht von der Bildfläche verschwanden. Dabei bediente man sich der Argumente, die aus NS-Deutschland (und auch aus Rumänien) angeboten wurden, erklärte Pastor Baumann.

Dieser Wandlungsprozess führte in Bessarabien nicht bis zu Boykottmaßnahmen größeren Stils. Bis zur Umsiedlung gab es vor allem in den Markorten eine beträchtliche Anzahl spezialisierter jüdischer Geschäfte, die nach wie vor Deutsche als Kunden hatten; Gleiches gilt für jüdische Handwerker. Aber die Konkurrenz wurde immer stärker betont. Parolen wie „Kauft nicht bei Juden!“ waren nicht erlaubt. Aber seit Mitte der Dreißigerjahre wurde in Werbeanzeigen verstärkt darauf hingewiesen, dass es sich um „deutsche Geschäfte“ handelte und jüdische Händler hatten kaum eine Chance, in deutschen Publikationen für sich zu werben. Jüdische Werbeanzeigen wurden einfach nicht mehr gedruckt, erläuterte Pastor Baumann.

Dritter Aspekt: Die Ausbreitung der Rassenlehre

Pastor Baumann leitete den 3. Aspekt mit der Vorbemerkung ein, dass traditionell Christentum und Judentum nur als religiöse Größen betrachtet wurden. In Deutschland kam jedoch in den Jahren nach 1870 ein neuer Begriff für die traditionelle Judenfeindschaft auf, der sich auch international schnell durchsetzte: Antisemitismus. Dieser sprach vor allem die bürgerlichen Kreise an, die sich zu fein waren für einen primitiven Judenhass, der sich in Plünderungen und Zerstörungen austobte. „Antisemitismus“, das klang nach Wissenschaft, nach Ideologie, nach geistiger Auseinandersetzung; das machte den Judenhass salonfähig, sagte Pastor Baumann. Zur Hebung der Reputation des Judenhasses wurde dieser nun auf eine scheinbar wissenschaftliche Grundlage gestellt, den Rassegedanken: Einige Forscher hatten sich mit dem Erscheinungsbild der Menschen beschäftigt und dabei Unterschiede festgestellt, die man als „Rassen“ bezeichnete – nordische, ostische, dinarische Rasse usw. Man meinte nun auch eine „jüdische“ Rasse entdeckt zu haben, wobei von Anfang an schwer zu entscheiden war, ob damit ein bestimmtes Erscheinungsbild gemeint war (dann passten aber die vielen Juden nicht ins Bild, die diesem Typ nicht entsprachen), oder ob es sich um eine letztlich religiös bestimmte Gruppe handelte (Das passte nicht zur Behauptung, es handele sich um eine objektiv festzustellende biologische Kennzeichnung; heute ist die Theorie einer „jüdischen Rasse“ als völlig unhaltbar erwiesen; der damals konstruierte „jüdische Typ“ deutet einfach auf den Ursprung der Juden im Nahen Osten, ähnlich wie man den Sinti und Roma heute noch ihre Ursprungsheimat Indien ansieht.) Die Verbindung des Begriffs „Antisemitismus“ mit der Rassenlehre hatte eine verhängnisvolle Konsequenz: Aus dem Judentum als Glaubensgemeinschaft hatte man austreten können, aus der jüdischen Rasse war das unmöglich: das machte die Judenverfolgung im Holocaust so gnadenlos unerbittlich.

In Bessarabien tauchten laut Pastor Baumann Anklänge an die Rassenlehre zuerst bei Medizinern auf (zunächst als „Rassenhygiene“ zur Verhütung erbkranken Nachwuchses). Das hat zunächst noch nichts mit einer Frontstellung gegenüber Juden zu tun, ist aber ein Einfallstor gewesen für biologische Deutungen der Einteilungen der Menschen in verschiedene Gruppen. Jüngere Ärzte wie Dr. Albert Necker und Dr. Erhard Haase übernahmen dann die Lehre von der „jüdischen

Rasse“. Auch in breiteren Bevölkerungskreisen verbreiteten sich solche Gedanken, die als weitere Bestätigung eines geheimnisvollen Zusammenhangs aller Juden wahrgenommen wurden, als „wissenschaftliche“ Begründung für die Angst vor einer jüdischen Weltverschwörung.

Folgerungen

Als die Bessarabiendeutschen nach Deutschland umgesiedelt wurden, waren sie von der „Geistesverwirrung“, wie es Pastor Baumann nannte, die Deutschland seit den Zwanziger-, und verstärkt seit den Dreißigerjahren befallen hatte, be-

reits stark beeinflusst. Das machte auch sie unempfindlich gegenüber dem jüdischen Leiden und brachte einzelne dazu, sich aktiv an den Vernichtungsmaßnahmen zu beteiligen. Mit folgender Forderung schloss er seinen Vortrag: Das erlegt auch uns die Verpflichtung auf, uns von den Resten des Judenhasses zu befreien, der so schreckliche Auswirkungen gehabt hat und den deutschen Namen auf Dauer beschmutzt hat. Pastor Baumann schlug den Bogen in die Gegenwart mit dem Hinweis auf Umfragen aus neuester Zeit, die zeigen, dass es bis heute bei einem Fünftel der Bevölkerung einen Bodensatz von antijüdischen Einstellungen

gibt, darunter auch religiös motivierte, die im Alltag wenig in Erscheinung treten, aber im Krisenfall aktivierbar sind. Die Folgerung kann, so Baumann, daher nur heißen, dass auch wir uns an der Neubewertung über die deutsche Geschichte persönlich intensiv beteiligen und das Verhältnis von Christen und Juden auf Grund der Bibel neu durchdenken und bestimmen, als gemeinsame Zugehörigkeit zur gleichen Glaubensfamilie. Pastor Baumann beschloss seinen Vortrag damit, dass er die Wichtigkeit des letzten Halbsatzes, nämlich den Hinweis auf die „gemeinsame Zugehörigkeit zur gleichen Glaubensfamilie“ nochmals wiederholte.

Martina von Schaewen, die Tochter von Emil Krug, der im Jahre 2003 die Sippentafel von Gnadental herausgegeben hat, hat nach „Schattenblende“ ihren zweiten Roman: „**Budschakenblut**“ herausgegeben.

Martina von Schaewen hat sich an einer Hamburger Akademie mit Belletristik beschäftigt, in der Drehbuchwerkstatt am Kölner Filmhaus mitgearbeitet und für das Drehbuchcamp Wiesbaden eine Förderung zur Scriptentwicklung für ein Projekt erhalten. Frau Martina Schaewen arbeitet an einer Sonderschule bei Schülern mit geistiger Behinderung.



Zu ihrem Buch „Budschakenblut“

Im südlichen Teil Bessarabiens – dem Budschak – erregen weder die ausgefallenen Modeideen der jungen Olga aus Sarata, noch der Totschlag an einem in der Gemeinde bekannten Säufer die Gemüter der Einwohner Saratas. Auch die darauf folgenden Morde sorgen für wenig Aufregung. Selbst an jenem Tag, als der Ortsvorsteher etwas zu Gesicht bekommt, das seine Vorstellungen bei weitem übertrifft.

Dieser historische Roman ist eine Mischung aus Krimi und Liebesgeschichte. Ort der Handlung ist Sarata – Bessarabien in der Zeit von 1919 bis zum Einmarsch der Roten Armee 1940 und der Umsiedlung.

Dieser erfrischend zu lesende Roman, kann bei uns über den Verein zum Preis von € 12,00 bezogen werden.

Wir freuen uns über Ihre Bestellung!!

Herzliche Einladung zum Gemeinschaftsnachmittag in Möglingen am 27. Oktober 2013

Evangelisches Gemeindezentrum, Strombergstraße 7, 71696 Möglingen

PROGRAMM:

14.00 Uhr GEMEINSCHAFTSNACHMITTAG

Referenten:

- **Matthias Suckut** – Gemeinschaftspastor über die Jahreslosung 2013 / *Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. Hebr. 13,14*
- **Herbert Keller, Burg** (geb. in Klöstitz) Gemeinschaftsarbeit in der ehemaligen DDR
- **Oskar Lindemann, Bad Oeynhausen** (geb. in Friedenstal) Neubeginn der Gemeinschaftsstunden nach Flucht und Vertreibung

Anschließend gemeinsames Kaffeetrinken, Zeit für Gespräche und Begegnungen.

Ende gegen 17.00 Uhr

Wir freuen uns, dass wir dieses Jahr zu einem ganz besonderen Gemeinschaftsnachmittag einladen dürfen.

50 Jahre – Gemeinschaftsstunde im Hause Kelm 1963 – 2013

>> Wir freuen uns auf Ihren Besuch <<

Nachruf auf Pius Ternes

* am 17.07.1930 in Krasna, † am 28.07.2013 in Koblenz,
beigesetzt am 13.08.2013 in Mülheim-Kärlich



Nichts anderes fällt uns im Leben so schwer wie der endgültige Abschied von einem Menschen, den wir im Leben kennen und schätzen gelernt haben, mit dem wir ein Stück des Lebens gemeinsam gegangen sind, dem wir uns persönlich verbunden fühlten.
Wir mussten Abschied nehmen von Pius Ternes.

Dazu möchten wir im Namen der Landesgruppe Rheinland-Pfalz im Bessarabiendeutschen Verein, unsere tiefempfundene Anteilnahme aussprechen.

Seine Tätigkeit für den Verein und seine Zuverlässigkeit waren für Pius Ternes selbstverständlich. Beim Vorstand genoss er durch sein Organisationstalent und sein stets hilfsbereites Wesen höchste Wertschätzung.

Seine Treue und Verbundenheit zu seinen Landsleuten war vorbildlich.

Trotz seiner Krankheit sind wir alle durch seinen plötzlichen Tod überrascht worden.

Pius Ternes wurde im Juli 83 Jahre alt.

Am 14. Juli, bei unserem Geburtstagsessen, spendierte er eine Runde und stieß mit den Gästen in seiner humorvollen, trockenen Art an. Es war für uns die letzte Begegnung mit ihm.

Wir werden Pius Ternes über den Tod hinaus ein ehrendes Andenken bewahren. Wir trauern mit den Angehörigen, denen wir unser Mitgefühl und Trost schenken. Wir alle haben einen großartigen Menschen verloren.

Mit ihm sind wir wunderbare Wege gegangen. Wir haben zusammen gelacht, gefeiert und gehofft. Sein ganzes Wirken im Verein drehte sich um Heimat. Möge er nun die letzte Heimat in ewigem Frieden bei Gott gefunden haben.

Lydia Söbn

Landesvorsitzende RLP

im Bessarabiendeutschen Verein

Hilferuf aus Peterstal – Ein tapferes Mädchen fühlt sich nicht allein gelassen

Text und Foto: ALFRED HEIN

Heiße Hände und eine klare hoffnungsvolle Stimme begrüßen uns neugierig. Ein hübsches 19-jähriges Mädchen liegt im Bett auf der Eingangs-Veranda. Sie schaut sich gerade eine Sendung in einem kleinen Fernseher an. Ab und zu hustet sie.

Ihre Tante hatte uns das Hoftor geöffnet und uns begrüßt. Alles ist sauber, die herumliegenden Kleiderstapel lassen auf eine Großwäsche schließen. Die Mutter verstarb schon vor langer Zeit, der Vater ist nicht zu sehen. Vielleicht arbeitet er, wie viele, in Moskau.

Anna Dmitriewna Lambowa, geb. 7. Februar 1994 in Petrowsk, kann es kaum fassen, dass so viele Menschen aus dem eigenen Dorf und aus dem fernen Deutschland an ihrem Schicksal teilnehmen, an ihre Genesung glauben und an sie denken.

Anna erzählt und die Deutschlehrerin Jelena übersetzt. Der Bürgermeister Georgi Georgijewitsch Paskalow bestätigt die Krankheitsgeschichte.

Anna war mitten in einer Fachausbildung, als Ende letzten Jahres ihr rechter Oberschenkel anschwell. Zuerst wurde sie falsch behandelt, dann hat man Knochenkrebs diagnostiziert.

Da es keine Versicherungen gibt, hält eine Großfamilie oder ein Dorf zusammen. Das Leben hatte Anna bisher nicht viel Gutes gezeigt. In den Kirchen in Kurudschika und Peterstal, in den elf Schulklassen, bei den Verwandten und bei den Arbeitsgruppen der Aktiengesellschaft, wurden 2.300 € gesammelt. Alle gaben gern. Die erste Operation und der Einsatz eines künstlichen Knochens wurden im Frühjahr in Kiew durchgeführt. Da sich Metastasen in beiden Lungenflügel gebildet hatten, war eine zweite Operation am 24.7. notwendig, ca. 5.000 € fehlten. Die Deutschlehrerin bat deshalb bereits im März um Hilfe.

Anna dankt mit Tränen in den Augen den 51 deutschen Spendern, die bis jetzt 3.965 € für die Operationen und die begonnene Chemotherapie gesammelt haben. Sie wünscht allen Deutschen von Herzen alles Gute und vor allem Gesundheit.

Die Operationswunden sind gut verheilt, sie zeigte uns den 25 cm langen Schnitt am Oberschenkel. Sie kann das steife Bein belasten und damit gehen. Ein kesses Kopftuch versteckt den kahlen Kopf. Freundliche braune Augen schauen uns an. Zur Chemotherapie wird sie nach Kiew gefahren und von ih-

rer älteren Schwester im Krankenhaus versorgt. Zwischen den Operationen und den Behandlungen wohnt sie bei ihrer Tante, die sie liebevoll umsorgt. Wegen unserem Besuch ist sie für ein paar Tage nach Peterstal gekommen. Anna ist sehr hoffnungsvoll, dass sie wieder gesund wird und uns beim nächsten Besuch in Peterstal entgegen gehen kann. Nochmals dankt sie den vielen Menschen, die sich um sie Sorgen machen und wünscht ihnen Wohlergehen.

*Spendenkonto: Bessarabiendeutscher Verein e.V.
Kt.Nr: 609 153 BLZ 520 604 10, Ev. Kreditgenossenschaft Stichwort: Bessarabienshilfe:
„Freundeskreis Kurudschika-Peterstal OP Anna Lambowa“, Kontaktadresse: Elsa Fiedler
Tel. 07324/2753, E-Mail Elsa-Fiedler@online.de
und Alfred Hein, E-Mail: Alfred-Hein@gmx.de*



Eine geläuterte Abiturientin kehrt in die Heimat zurück

Letzte Folge „Nora Scheid in Odessa“

In der Februar und Juli-Ausgabe 2013 des Mitteilungsblattes berichteten wir über Noras Erfahrungen während ihres sozialen Jahres in der Ukraine. Ihr Förderer, Ingo Rüdiger Isert vom Bessarabiendeutschen Heimatmuseum, stand während der vergangenen zwölf Monate in ständigem Kontakt mit der jungen Frau und ermöglichte uns diesen Einblick in ihre Erfahrungen und Erlebnisse. Die Redaktion sagt danke an Nora und Ingo Rüdiger Isert und wünscht der Verfasserin alles Gute für ihren weiteren Lebensweg und durch alles Erlebte für ihre Zukunft, vorausschauende und weise Überlegungen und Handlungen. Leider ist es uns aus Platzgründen nicht möglich das gesamte Anschauungsmaterial zu veröffentlichen. Dieses bieten wir in vollständigem Umfang auf unserer Website unter: www.bessarabien.com. an. Folgen Sie dem Link: „Über den Tellerrand“.

Redaktion: Christa Hilpert-Kuch



Der Maidan (ukr.: „Майдан Незалежності“), Platz der Unabhängigkeit in Kiew

Text und Fotos: NORA SCHEID

Heute haben wir den Ersten von uns vier deutschen Freiwilligen in Odessa nach einem sehr besonderen gemeinsamen Jahr mit vielen Höhen und Tiefen verabschiedet. Für ihn ist es ein Abschied, der vielleicht sogar schwerer fällt, als der im September letzten Jahres in Deutschland. Damals war uns allen bewusst, dass wir in einem Jahr wieder zurückkommen werden und ein Jahr schon irgendwie vorbeigeht... Jetzt bleibt es ungewiss, wann und ob wir wieder nach Odessa kommen und die Menschen, die wir kennengelernt haben, wiedersehen werden. Für uns anderen bleiben noch ein paar letzte Tage. Nun gilt es sich auf die Heimreise vorzubereiten, sich um Abschiedsgeschenke zu kümmern, noch einige Leute zu besuchen, langsam die Koffer zu packen und sich vor allem innerlich versuchen von dem Vertrauten in der Fremde zu verabschieden.

Natürlich steht auch noch mein abschließender Bericht an, in dem ich euch ein wenig von den vergangenen Monaten erzählen und euch an meinen derzeitigen Gedanken teilhaben lassen möchte.

Anfang Juni hatten Lennart und ich durch Kontakte vom deutschen Stammtisch in Odessa die Gelegenheit bei einem Sprachlager in Jewpatorija („Евпаторія“) auf der Krim mitzuhelfen. Jewpatorija ist ein wunderschöner Ort an der Westküste der Krim mit einer schönen Altstadt, leider an manchen Stellen - vor allem an der Strandpromenade - ziemlich touristisch.

Innerhalb von zehn Tagen wurden ca. 100 ukrainische Zehntklässler auf die Prüfung des „Deutschen Sprachdiploms“ im Dezember vorbereitet. Diese Schüler hatten das Privileg schon seit dem ersten Schuljahr intensiv Deutsch an speziellen DSD-

Schulen zu lernen, was auch Bedingung für die Prüfung ist. Mit dem Erwerb des Diploms können sie in Deutschland studieren. Unsere Aufgabe war es einen Teil des Unterrichts zu übernehmen. Dabei fungierten Lennart und ich als unprofessionelle Freiwillige zusammen quasi wie ein Lehrer. Wir sollten mit den Schülern einüben sich, bei Debatten eine Meinung zu bilden bzw. einen bestimmten Standpunkt überzeugend zu vertreten. In einem zweiten Teil beschäftigten wir uns mit dem Thema Reformschulen in Deutschland (z.B. Waldorf-, Montessori- oder Mehlhornschulen) und führten ein kleines Filmprojekt mit den Jugendlichen durch. In kleinen Gruppen sollten sie zu jeweils einer der Schulen einen kleinen Vorstellungsfilm drehen, also Werbung für die Schule machen. Das Wichtigste bei der Sache war aber nicht perfektes fehlerfreies Deutsch, sondern der Spaß, den die Schüler beim Drehen und vor allem beim Anschauen hatten, sowie das Selbstvertrauen, dass sie bekamen, als sie sich im Video selber in einer fremden Sprache sprechen hörten. (Wer sich interessiert, kann auf der Facebook-Seite „Deutsch in Odessa“ Fotos und einen Teil der Videos, die wir gemeinsam erarbeitet haben, ansehen.

<https://www.facebook.com/deutsch.in.odessa?fref=ts>)

Für uns waren diese Tage wie eine Art Berufspraktikum, wir konnten viele gute Erfahrungen machen. Es war z.B. sehr interessant einmal auf der anderen Seite im Klassenzimmer zu stehen und abends mit den Lehrern zusammensitzten und sich über die verschiedenen Schüler auszutauschen. Mir persönlich hat das Unterrichten sehr viel Spaß gemacht und ich könnte mir durchaus vorstellen als Lehrer zu arbeiten. Insofern fürs Erste eine Bestätigung meiner

Studienwahl. Das Lager mit den Jugendlichen hat aber auch außerhalb des Unterrichts sehr viel Spaß gemacht. Ich war wirklich beeindruckt, wie gut die im Schnitt 16-Jährigen schon Deutsch gesprochen haben, einige wenige sogar flüssig und beinahe fehlerfrei. Wobei die deutsche Grammatik ja wirklich keine der leichtesten ist, siehe z.B. die Willkür bei den Artikeln oder die deutsche Satzstellung.

Außerdem wurde uns die Möglichkeit geboten, noch eine andere Ecke der Ukraine und einige neue Leute kennenzulernen. Mein persönlicher Höhepunkt des Jahres war die Ankunft meines Freundes Ende Juni, der seit Mitte März von zu Hause durch insgesamt neun Länder entlang der Donau nach Odessa gelaufen war. Ich war froh und glücklich, dass er gesund und munter bei mir angekommen war und wir ein paar schöne Wochen zusammen verbringen durften.

Sommerlager

Mitte Juli fuhren wir mit fast allen Kindern auf das lang ersehnte Sommerlager am Meer. Wir versammelten uns am Montag zusammen im zweiten Zentrum und die Kinder konnten es kaum erwarten in den großen Bus zu steigen, der uns nach Koblewo („Коблево“), einer Stadt ca. 40 km östlich von Odessa, bringen sollte. Schon nach zehn Minuten begannen die Kleinen, nachdem die erste Aufregung verfliegen war, zu fragen: „Sind wir bald da?“ Nach einer schönen Fahrt, vorbei an riesigen gelben Sonnenblumenfeldern (irgendwoher muss der Nachschub für den großen Verbrauch an „Semikis“ (geröstete Sonnenblumenkerne) ja kommen...) und einem zweiten etwas abenteuerlicheren Teil über schiefe, ziemlich holprige Land-

straßen bzw. Feldwege kamen wir in der Ferienanlage an. Ich durfte in diesem Jahr immer wieder die große Geschicklichkeit der Busfahrer auf den oft wirklich schrecklichen ukrainischen Straßen bewundern!

Nach der Zimmerverteilung ging es gleich nach dem Mittagessen mit einem bunten Programm für die Kinder los. Vormittags gab es immer eine Bibelstunde mit anschließenden Aufgaben in kleinen Gruppen, meist die Gestaltung eines Plakats zum Thema o.ä.. Nachmittags stand meist ein Geländespiel auf dem Plan, wonach die Kinder endlich im Meer baden konnten. Das war für sie sicherlich der beste Teil.

Die Anlage war wirklich sehr schön und wunderbar geeignet für die Freizeit: Keine hundert Meter vom Strand entfernt, kleine Bungalows, in denen wir zusammen mit den Kindern gewohnt haben, einige Wiesen, ein Spielplatz, ein Volleyballfeld und vor allem viele Bäume und dadurch Plätze im Schatten, an denen man die Sommerhitze gut ertragen konnte. Direkt hinter der Anlage führten mehrere Treppen und Wege einen Hang hinauf, von dem man einen wunderschönen weiten Blick auf das Meer hatte. Auch die Abende waren mit verschiedenen Wettbewerben, einem Disco-Abend und einem abschließenden Lagerfeuer am Samstagabend, immer spannend und abwechslungsreich gestaltet. Für uns Mitarbeiter waren die Tage durch die Rundumbetreuung natürlich sehr anstrengend. Die Arbeit hat sich aber auf alle Fälle gelohnt, wenn man in die fröhlich und sorglos lächelnden Gesichter der Kinder blicken konnte, die sich einmal – auch räumlich weit weg von zu Hause – von den Schwierigkeiten und Problemen ihres Alltags ablenken und erholen konnten. Für die Kinder war dieses Lager ganz bestimmt einer der Höhepunkte des Jahres.

Kiew

Als letzte Reise durfte ich ein paar wunderschöne Tage mit meinem Freund in Kiew verbringen. Wir haben direkt im Zentrum gewohnt und uns von dort aus verschiedene Ecken der Stadt angesehen. Mir hat Kiew richtig gut gefallen, ich muss sagen, besser als Odessa. Kiew ist nochmal ein ganzes Stück internationaler und ich würde sagen – vielleicht zum Teil auch erst in Folge der EM – einfach „gemachter“. Was diesen Punkt betrifft, reizt mich das für die Ukraine eher typische, etwas heruntergekommene Flair mit den bröckelnden Fassaden und alten klapprigen Autos in Odessa fast mehr.

Dennoch hat mich die Vielfältigkeit Kiews überzeugt. Die Stadt ist insgesamt sehr grün, es gibt viele Parks und botanische Gärten. Da Kiew ziemlich hügelig ist, hat man von einigen Stellen einen schönen Blick über den Fluss auf die Dnjepr-Insel.

Hier hat mir besonders der seltene, direkte Übergang von Stadt, Fluss, Strand und Wald gefallen.

Jetzt ist wie gesagt die letzte Woche schon angebrochen, ich werde mich von den Menschen, die ich kennen gelernt habe, verabschieden müssen, das Abschiedsfest im Tageszentrum will geplant sein und es gilt Bilanz zu ziehen.

Es gibt viele Fragen. Habe ich die Ziele, die ich mir vorgenommen hatte, erreicht? Was nehme ich für mich persönlich mit? Habe ich mich eigentlich verändert? Was möchte ich aus dem Jahr für andere an Gedanken, Eindrücken und Erfahrungen mitnehmen? War die Zeit in der Ukraine ausreichend, um sie nicht zu schnell wieder hinter sich lassen?

Ziele

Einige dieser Fragen kann ich beantworten, andere nicht. Ich hatte mir vor der Ausreise in Deutschland Ziele gesetzt. Diese waren nicht allzu hoch angesetzt, denn sie sollten realistisch und erfüllbar sein. Ich glaube das meiste davon habe ich deshalb auch wirklich geschafft und ich bin zufrieden. Ein Ziel war natürlich die Sprache. Ich konnte wirklich gut Russisch lernen und bin froh über die Hilfe und diese tolle Möglichkeit einfach im Alltag immer wieder so große Fortschritte machen zu können. Eine kleine Herausforderung war ein russisches Buch zu lesen, was ich nach einigen Mühen und tausenden Vokabeln, die ich nachschlagen musste, irgendwann endlich doch noch geschafft habe. Gerade freue ich mich schon total darauf, dass ich Russisch studieren kann und deshalb die Sprache nicht so schnell vergessen werde.

Was meine Arbeit im Tageszentrum betrifft, hatte ich mir vorgenommen zu versuchen das Flötenprojekt aufzubauen. Hierbei wurde ich komplett unterstützt und schon nach zwei Monaten gab es mehr als genug Flöten für die Kinder und es konnte losgehen.

Ich wollte – möglichst bei einer Ukrainerin – ein paar ukrainische Gerichte kochen lernen. Da ich ja das Glück hatte, mit Sascha, einem Mädchen aus dem Tageszentrum, zusammenwohnen zu können, bin ich nun so einige Male in den Genuss von Borsch, Warenikis oder Buchweizen mit Pilzen, unser persönliches Lieblingsgericht, gekommen und werde sicher das eine oder andere in Deutschland später mal zubereiten.

Ein weiteres (Reise-)Ziel war Lichtental, das ehemals deutsche bessarabische Dorf, in dem meine Vorfahren gelebt haben.

Meine derzeitigen Gedanken zur Ukraine, Deutschland und mir selbst:

Ich mag die Gelassenheit der Ukrainer, z.B. was Zeit angeht, sowie die Freundlich-

keit, Hilfsbereitschaft und Großzügigkeit, die uns so oft entgegengebracht wurde. Vielleicht habe ich das dieses Jahr auch nur besonders wahrgenommen, weil ich eben auf Hilfe angewiesen war. Dennoch scheinen mir die Ukrainer, was Gastfreundschaft angeht, doch ein wenig anders zu ticken als die Deutschen.

Gerade auf der Zugfahrt nach Kiew wurden wir von einem großzügigen Mitfahrer wieder einmal den kompletten Abend mit Trauben und Gemüse aus dem eigenen Garten durchgefüttert, von seiner Enkelin selbst gebackenen Muffins, Schnitzelbrötchen und später dann mit Chips und Wein. In der Ukraine gibt es sehr viele schwerwiegende Probleme. Ich habe die Korruption gesehen, aufgrund derer einige wenige reiche Menschen einen extrem übertriebenen Lebensstil leben können, worunter der Rest der Bevölkerung aber leidet. Das Geld im Land ist in den falschen Händen und so fehlt es u.a. an einer für alle zugänglichen gesundheitlichen Versorgung, sozialen Versicherungen oder Gerechtigkeit im Bildungssystem. All diese Dinge kann sich nur der leisten, der Geld hat. Und das haben die wenigsten. Viele haben nicht das Geld für eine Wohnung, für Lebensmittel oder geschweige denn für anfallende Arztkosten. Wer sich ein Studium nicht leisten kann, macht eine Ausbildung oder wird Verkäufer im Supermarkt. Doch selbst wenn genug Geld für ein Studium da ist, verdient man trotzdem nicht genug (Beispiel: Gymnasiallehrerin: ca. 200 € pro Monat) um sich und seine Familie ohne zusätzliche Jobs ernähren zu können. Mir wurde erzählt, dass eine Rechtsanwältin auf dem Basar gebrannte CDs und DVDs verkauft hat, da sie als Anwältin keine Arbeit gefunden hatte. Kein Wunder, dass es so viele kleine Kioske und Marktstände gibt, an denen die Leute wirklich alles versuchen zu verkaufen: von Lebensmittel über Kleider, Werkzeug, Haushaltsgeräten, Spielsachen, alte Handys und Ladekabel bis hin zu kleinen Katzen, Kaninchen oder Hunden. Die Menschen haben keine Perspektive in diesem Land und so ist es nicht verwunderlich, dass die meisten keinen Ausweg sehen und zur Flasche oder Drogen greifen. Traurige Wirklichkeit!

Jetzt gegen Ende fiel mir immer stärker die scheinbare Wichtigkeit von oberflächlichen Dingen und Statussymbolen wie Handys und Autos auf (besonders in Kiew sowie im Stadtzentrum von Odessa sieht man sehr viele schicke und teure Autos). Bei vielen Frauen – so mein Eindruck – geht es oft nur ums gute Aussehen. Ich muss dazu sagen, dass ich aber zu wenige Ukrainer wirklich persönlich kennengelernt habe, um mir ein Urteil über ihren Lebensstil erlauben zu dürfen, das lediglich auf meinen Beobachtungen des äußeren Auftretens und Erscheinens beruht.

Unser Leben in Deutschland habe ich sehr schätzen gelernt. Wir sind unglaublich reich und sollten uns auch glücklich schätzen, in einem so gut funktionierenden Staat leben, lernen und arbeiten zu können. Ich hoffe, ich werde diesen Gedanken zurück in Deutschland nicht sofort wieder vergessen, wenn jeglicher Luxus und Freiheit, die wir haben, wieder zur Gewohnheit geworden sind, sondern mir dieser Privilegien noch lange bewusst bleiben.

Gerade möchte ich nach Hause und ich freue mich schon total auf meine Familie und Freunde. Trotzdem hat mich das Jahr eher dazu motiviert später noch viel zu reisen oder in einem anderen Land sogar für eine Weile zu leben. Jetzt am Ende angekommen habe ich das Gefühl, dass das eine Jahr genau die richtige Zeitdauer für meinen Freiwilligendienst war.

Freiwilligendienst

Ich glaube der Freiwilligendienst ist eine sehr gute Sache. Für die Jugendlichen selber sowieso. Wir hatten so eine tolle Chance, einfach in ein anderes Land zu reisen, an dem praktisch alles für einen vorbereitet war, im Laufe des Jahres die Kultur, das Land und die Menschen zu beobachten und kennenzulernen und das alles auch noch finanziert zu bekommen. Ich sage vielen Dank dafür!

Fragt sich natürlich inwiefern die anderen (Partnerorganisation und -länder) davon profitieren und ob das viele Geld, das in uns investiert wurde, nicht besser für dringendere Bedürfnisse, z.B. der Menschen vor Ort, oder professionelle Hilfskräfte verwendet hätte werden sollen.

Für mich persönlich war aber vor allem der ideelle Wert unseres Dienstes wichtig. Den Kindern und Jugendlichen im Tageszentrum sollten wir unabhängig von unserer täglichen Arbeit an erster Stelle Vorbild sein, sich für andere Länder und Kulturen zu interessieren, eine fremde Sprache zu lernen und später selber einmal für ein Jahr ins Ausland zu gehen.

Egal wie viel wir den Kindern jetzt beim Englisch-, Deutsch- und Flötenunterricht beibringen und mitgeben konnten, das Wichtigste war für die Kinder, dass jemand aus dem Ausland einfach kommt um sich mit ihnen zu beschäftigen, Zeit mit ihnen zu verbringen und ihnen zuzuhören. Ich glaube, diesen Teil habe ich auf jeden Fall erfüllt und bin zufrieden mit meinem Jahr und meiner Arbeit im Tageszentrum. Außerdem weiß ich, dass schon bald neue Freiwillige kommen werden, und die Kinder sich nicht im Stich gelassen fühlen, sondern schnell mit Freude den Neuen Russisch beibringen und sich mit neuen Projekten und Aktivitäten vergnügen werden.

Zur Auflockerung... ...noch eine kleine Anekdote:

Vor ein paar Wochen war eine Gruppe von Luxemburgern im Tageszentrum und hatte für eine Woche ein buntes Programm für die Kinder vorbereitet. Sie kamen zwar alle aus Luxemburg, ursprünglich aber alle aus verschiedenen Ländern, auch aus Afrika. Ein kleines Mädchen (6 Jahre alt) stellte mir einmal nachmittags ein Rätsel: „Was ist schwarz, aber kein Tier?“ ...Ich riet ein paar Mal aber kam nicht auf die Lösung. Ziemlich schnell teilte sie mir dann ihre Lösung mit: „Steven!“ (der Afrikaner). Dann fragte sie: „Warum ist der so schwarz? ...Hat er sich angemalt?“...

Ich durfte dieses Jahr viele solcher lustiger Gespräche und Momente erleben. Für die wunderbare Zeit im Tageszentrum und für alles, was ich bei der Arbeit lernen konnte, bin ich unglaublich dankbar. Ich habe jede Minute mit den Kindern genossen und sie werde ich glaube ich am meisten vermissen. Vor allem, weil sie, wenn ich irgendwann einmal zu Besuch kommen sollte, bestimmt alle groß geworden und vielleicht nicht mehr ganz so süß sein werden wie jetzt...



Nora und Lennart

Danke

Zum Schluss bleibt mir nur noch einmal Danke zu sagen, für alles was mir gegeben wurde und was ich erleben durfte! Viele von euch werde ich bestimmt auch schon ganz bald persönlich wiedersehen. Ich freue mich schon darauf und bis dahin noch ein letztes Mal herzliche und sonnige Grüße aus Odessa!

Eure Nora

Aus Akkermann kommend mit vollem Kofferraum

Herr Wilfried Hanneforh aus Gütersloh erzählt von seinen Erlebnissen während mehrerer Hilfstransporte nach Leipzig, in das Heimatdorf seiner seit drei Jahren verstorbenen Ehefrau Ilse, geborene Pahl. Redaktion Christa Hilpert-Kuch

WILFRIED
HANNEFORTH

Vier Mal bin ich, ein Westfale, mit meiner Frau Ilse in ihren Heimatdorf Leipzig gefahren.

1993, 1995, 1997 und im Jahre 2008, immer mit Dr. Edwin Kelm als Organisator. Die ersten Reisen waren geprägt mit Hilfssendungen. Hunderte Pakete mit Kleidung, Schuhwerk, Kindersachen und medizinischen Geräten haben wir von Haddensen (Sammelstelle bei Otto Buchwitz) auf den Weg gebracht. Dann hat der Zoll diese Hilfsaktionen unterbunden.



Zur Veranschaulichung ein Foto, welches den ersten Besuch in Leipzig aus dem Jahre 1993 zeigt. Aus Akkermann kommend, hatten wir den Kofferraum der Taxe voll mit Gegenständen des täglichen Gebrauches. An unserem ersten Stopp vor dem Krankenhaus, welches heute leider nicht mehr existent ist, übergaben wir der Klinikleitung die mitgebrachten Kartons, gefüllt mit medizinischen Kleingeräten und Verbandstoffen, zur weiteren notwendigen Verwendung.

Dann öffnete meine Frau den Kofferraum und verteilte unsere Präsente an die große Schar herbeieilender, hocheifriger und dankbarer Frauen. Wobei das Wart spassig ganz oft viel.

Meine Frau Ilse war die Tochter von Heinrich Pahl. Die Leipziger sagten „Schafspahl“, denn es gab mehrere Familien mit dem Hausnamen Pahl. Mein Schwiegervater hatte eine große Herde Karakulschafe neben der Landwirtschaft. Zur Zeit der Umsiedlung 1940 war er stellvertretender Bürgermeister von Leipzig und wie ich oft hörte, ein geachteter Mann. Meine Frau Ilse ist vor drei Jahren verstorben.

Das Brot das vom Himmel kommt

Gedanken zum Erntedanktag

PROBST I.R. ERWIN HORNING,
Mölln

„Was halten Sie eigentlich vom Danken?“ So fragte ich einst einen Menschen, mit dem ich über das Erntedankfest gesprochen hatte. Er war mir irgendwo bei uns begegnet. Darauf antwortete er mir: „Warum soll ich danken? Ich habe mir mein Geld selber verdient, habe mir alles mühsam erarbeitet. Nun möchte ich es aber auch für mich in Anspruch nehmen.“ Danken war bei ihm nicht vorgesehen. So und ähnlich hören wir es von vielen Leuten. Man könnte es mit zwei Worte zusammenfassen: Nein danke! Vielleicht hatte dieser Mann das Danken nie gelernt. Wie arm ist so ein Mensch, der seine Gedanken vom Kopf bis zum Herzen nicht zulässt?

Ich kenne noch einen anderen Menschen, der nicht schweigen konnte und es über seine Lippen bringt:

„Wir pflügen, und wir streuen den Samen auf das Land, doch Wachstum und gedeihen steht in des Himmels Hand.“ Und im Refrain singt er:

„Alle guten Gaben kommt her
von Gott dem Herrn.

Drum dankt ihm, dankt,
drum dankt ihm dankt,
und hofft auf ihn!“

(Text nach *Matthias Claudius 1783*).

230 Jahre lang singen die Menschen christlichen Glaubens dieses schöne Erntedanklied. Deshalb soll uns heute und in diesen Tagen besonders wieder daran erinnern werden, dass all die vielen Erntegaben nicht von irgendwo herkommen, sondern von des Schöpfers Hand. Er hat die Saat, die die Menschen in die Erde legen, wachsen und gedeihen lassen.

Gott, der Schöpfer, der Allmächtige und Barmherzige, der am Anfang dieser Weltzeit gesagt hat:

„Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das Samen bringe, und fruchtbare Bäume, die ein jeder nach seiner Art Früchte tragen, in denen ihr Same ist. Und es geschah so.“ (1.Mose 1,11) Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. (1. Mose 1,1) Und wir Menschen sind von diesem Geber aller guten Gaben abhängig. Diese Gaben sind Zeichen der Liebe Gottes an uns Menschen. Er ist der wahre und souveräne Gott und Helfer aller Menschen, alle sind sie ihm gleich lieb.

Wir haben auch besonders zu danken, alle jenen Menschen, die auf ihren Feldern und Gärten dafür sorgen, dass die reif gewordenen Früchte in die Scheuer kommen. Bauern und die dazugehörigen Arbeiter und Arbeiterinnen, die Tag für Tag fleißig auf den Feldern sich abmühen. Ohne sie müssten wir hungern. Die meisten Leute kennen doch die vielen Arbeitsschritte: das Pflügen, Eggen, den Ackerboden bearbeiten und herrichten für die Saat. Was einst Pferde, Ochsen und Kühe hergeben mussten, ersetzen heute landwirtschaftliche Maschinen. Welch eine große Erleichterung von körperlicher Arbeit.

Natürlich, nichts ist umsonst. Wir Menschen müssen uns schon mühen, damit am Ende die Erntegaben auf den Tisch gelegt werden können, davon wir leben. Das sind doch Zeichen für die Verbundenheit und Abhängigkeit der Menschen von der Natur. Und letztendlich abhängig sind vom Schöpfer aller guten Gaben.

Wer nicht mehr danken kann, ist armdran. Und wir haben es doch erfahren in unserer Lebenszeit, dass es Menschen gab in Deutschland, - vor einiger Zeit - das man beim Ernteumzug auf Plakate mit großen Lettern schrieb: „Ohne Gott und Sonnenschein bringen wir die Ernte ein.“ Was für ein Wahnsinn!

Deren Lebensernte war vergeblich. Sie waren mit ihrer Ideologie gescheitert. Das lässt uns aufhorchen!

Ich denke an den reichen Kornbauern, die Geschichte in der Bibel, die Jesus erzählt. Der reiche Kornbauer, der nur für sich gesorgt hatte und zu sich sagte: Nun liebe Seele, iss, trink, du hast genug!

Und Gott sprach zu ihm: „Du Narr! Noch heute wird man deine Seele von dir fordern!“

Auch der reiche Kornbauer war mit seiner Ideologie, mit seinem menschlichen Denken, gescheitert. Er hatte nur sich selbst gesehen. Und wenn wir auf den reichen Erntegabentisch dieses Jahres wieder blicken, dann erinnern wir uns, dass wir dieses 1945/46 in Deutschland so nicht hatten. Deshalb gibt es genug Grund zum Danken. Wer danken kann, gibt auch gern weiter von dem, was er hat.

Heute sind vor allem die Menschen in der Dritten Welt von Hungersnöten durch Missernten betroffen, besonders in Krisen- und Kriegsgebieten. Deshalb wird in

evangelischen Kirchen Geld für die Aktion „Brot für die Welt“ gesammelt, während in den katholischen Gottesdiensten Gelder für die armen Länder gesammelt werden. Aber auch bei uns gibt es arme Menschen, denen wir beistehen müssen. Wo es uns möglich ist, wollen wir auch von unserem Überfluss abgeben, dass auch andere in den Genuss der Gaben der göttlichen Schöpfung kommen können.

Und wir haben noch ein anderes Brot, das Brot vom Himmel. Natürlich ist das Brot aus der Erde, von dem ich zuvor geredet habe, auch vom Himmel gekommen. Aber dieses Brot vom Himmel, was ich jetzt meine, ist das lebendige Brot: Jesus Christus!

Als Jesus während seines Fastens in der Wüste versucht wurde, antwortete er dem Teufel: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort das aus dem Munde Gottes geht.“ (Matthäus 4, 4). Gott selbst sagt durch seinen Sohn, dass für das irdische Leben die Nahrung die wir täglich zu uns nehmen nicht ersetzbar ist. Der menschliche Körper der durch die Nahrung lebt und erhalten wird, ist vergänglich. Zum Leben gehört mehr. Der Mensch braucht zum Leben Gottes Wort. „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist. Wer von diesem Brot isst, der wird leben in Ewigkeit. Und dieses Brot ist mein Fleisch, das ich geben werde für das Leben der Welt“, sagt Jesus (Johannes 6,51). Das spüren wir besonders, wenn wir am Heiligen Abendmahl teilnehmen, Brot und Wein essen und trinken: Christi Leib und Blut zu uns nehmen. Durch seine Opfergabe am Kreuz bekommen wir die Vergebung der Sünden zugesprochen, die hineinwirkt bis in alle Ewigkeit. Ist das nicht wunderbar?

Deshalb frage ich mich, und Sie dürfen sich mit einschließen:

Wie soll mein Leben ablaufen? Was wäre mir wichtig? Welche Menschen sind mir nahe oder gar fern? Was wäre die Ernte meines Lebens? Woran hängt mein Herz? Welche Resonanz ziehe ich daraus?

Dies zu wissen und zu glauben, dass Jesus Christus das Grundnahrungsmittel ist für mein Leben, für den inneren Menschen und den irdischen Körper, dass dies Lebensbrot mich sättigt und mein Leben heil macht, ist Grund zum Danken, weil er mich unendlich liebt.

Monatsspruch für Oktober 2013:

Vergesst nicht, Gutes zu tun und mit anderen zu teilen, denn an solchen Opfern hat Gott Gefallen.

Hebräer 13, Vers 16

GÜNTHER VOSSLER
Bundesvorsitzender

Es ist uns in unserem Land selbstverständlich geworden, z.B. genug zu essen zu haben, und auch eine Wohnung mit vielen Annehmlichkeiten. Und auch unsere sozialen Sicherungssysteme betrachten wir in unserem Land als etwas Selbstverständliches, verbunden mit einem gesetzlich garantierten Rechtsanspruch, auch Leistungen einklagen zu können. Wenn wir krank sind, ist unsere gesetzliche Krankenversicherung so aufgebaut, dass nahezu alle Kosten, die im Rahmen einer Therapie entstehen, von den Trägern der Krankenversicherung übernommen werden. Und wenn bestimmte Leistung durch die Krankenversicherung nicht übernommen werden, können wir gegen solche Entscheidungen klagen und den Rechtsweg gehen. Wir haben in unserem Land auch noch viele Helfer, die uns unterstützen, zur Seite stehen, wenn wir das Gefühl haben, dass unser Staat mit

seinen Institutionen und Körperschaften uns nicht entsprechend und ausreichend hilft. Kennen wir eigentlich noch Situationen, in denen bei uns Menschen wirklich im Stich gelassen werden, wo niemand da ist, der wirklich hilft? Ja auch diese Situationen, diese Lebenswirklichkeiten gibt es in unserer Gesellschaft. Viele Menschen haben auch bei uns keine Krankenversicherung und für diese Menschen ist es dann auch sehr schwer z.B. medizinische Hilfe zu erhalten. Aber natürlich gibt es in unserem Land viel Leid und Not in unterschiedlichster Form, auch seelisches Leid und es gibt unendlich viele Menschen, die wirklich allein gelassen werden, um die sich kaum jemand kümmert. Auch in unserem Land gibt es für jeden genug zu tun, um zu helfen, und zu unterstützen. Ich möchte nun unseren Blick nach Bessarabien lenken, auf ein junges Mädchen in einem Dorf in Bessarabien, das die Erfahrung machen durfte, dass es nicht im Stich gelassen wird. Anna Lambowa lebt in Kurudschika und wurde 1994 geboren. Sie war schon in einer Fachausbildung, als man bei ihr einen Knochenkrebs diagnostizierte. Da es dort keine Krankenversicherung für eine solche Krankheit gibt, und die Familie nicht das notwendige Geld für die Operationen aufbringen konnte, war die Prognose für Anna nicht gut. Aber: die Dorfgemeinschaft dort unterstützte im Rahmen ihrer Möglichkeiten, dass notwendige Operationen durchgeführt werden konnten. Aber es war jedoch noch nicht ausreichend. Da es

dort keine Krankenversicherung gibt, war weitere freiwillige Hilfe dringend notwendig. Und nun konnte dieses Kind die Erfahrung machen, dass es auch im fernen Deutschland Menschen gibt, die an ihrem Schicksal teilnehmen und an sie denken, auch im Gebet. Und so konnte im Rahmen unserer Bessarabienhilfe, hinter der so viele unserer Landsleute stehen, für die weitere Behandlung in Kiew ein großer Geldbetrag übergeben werden. Anna ist sehr hoffnungsvoll!

Der Monatsspruch für den Monat Oktober lenkt unseren Blick darauf, Gutes zu tun und zu teilen. Wir feiern am 6. Oktober Erntedankfest. Das Erntedankfest lenkt unseren Blick auf das Danken, aber auch auf das Teilen. Dass wir von dem, was wir in ausreichendem Maße haben und besitzen, auch abgeben.

Danke für all das was Sie Gutes getan haben, gerade auch über die Bessarabienhilfe und darüber hinaus in vielen Einzelfällen auch ganz persönlich. Danke für die bisherige Hilfe für Anna in Kurudschika, für Irina in Hoffnungsfeld, für die Kinder in den Kinderheimen, für Segej in Akkerman, für die Kinder in Lichtental, für das Kind in Teplitz usw.

Der Verfasser des Hebräer-Briefes aus dem unser Monatsspruch stammt, dessen Name uns aber nicht bekannt ist, gibt uns Anweisungen, wie wir als Christen handeln sollen!

Vergesst nicht, Gutes zu tun und mit anderen zu teilen, denn an solchen Opfern hat Gott Gefallen.

Gerne veröffentlichen wir in unserem Mitteilungsblatt unter den Kirchlichen Nachrichten, eine Predigt, die Egon Sprecher anlässlich des Israelsonntags im August dieses Jahres in der evangelischen Gemeinschaft in Hofgeismar gehalten hat. Herr Sprecher ist der Autor des Buches „Heimat verloren – Heimat gewonnen“. Weiter ist Egon Sprecher im Vorstand unserer Bessarabiendeutschen Stiftung.

Die Christenheit denkt in diesen Tage an ihre unlösbare Verbundenheit mit dem jüdischen Volk, das in diesen Wochen den Gedenktag an die Zerstörung Jerusalem im Jahre 587 v. Chr. begeht. Die Propheten haben dieses Ereignis als das Gericht Gottes gedeutet.

Als Christen halten wir uns vor Augen, dass das Gericht auch uns treffen kann. Unser Trost ist jedoch für Israel sowie für die Christenheit die Verheißung: „Sind wir untreu, so ist er treu, denn er kann sich nicht selbst verleugnen.“

Jes. 43 1- 7

Jetzt aber - so spricht der Herr, der dich geschaffen hat, Jakob, und der dich geformt hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich ausgelöst, ich habe dich beim Namen gerufen, du gehörst mir. Wenn du durchs Wasser schreitest, bin ich bei dir, wenn durch Ströme, dann reißen

sie dich nicht fort. Wenn du durchs Feuer gehst, wirst du nicht versengt, keine Flamme wird dich verbrennen.

Denn ich, der Herr, bin dein Gott, ich, der Heilige Israels, bin dein Retter. Ich gebe Ägypten als Kaufpreis für dich, Kusch und Seba gebe ich für dich.

Weil du in meinen Augen teuer und wertvoll bist und weil ich dich liebe, gebe ich für dich ganze Länder und für dein Leben ganze Völker.

Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir. Vom Osten bringe ich deine Kinder herbei, vom Westen her sammle ich euch.

Ich sage zum Norden: Gib her!, und zum Süden: Halt nicht zurück! Führe meine Söhne heim aus der Ferne, meine Töchter vom Ende der Erde!

Denn jeden, der nach meinem Namen benannt ist, habe ich zu meiner Ehre erschaffen, geformt und gemacht.

Liebe bessarabiendeutsche Gemeinde, geht es uns schlecht, dann hilft es uns oft, wenn wir ein wenig jammern und klagen dürfen. Dann hilft es, wenn Menschen um uns sind, die geduldig unsere Klagen, unseren Kummer und vielleicht auch unsere schlechte Laune ertragen.

Lautes Klagen hilft, Dampf abzulassen. Lautes Klagen hilft, wieder mit sich und der Welt ins Reine zu kommen. Könnte es sein, dass es so viele Dauernörgler gibt, weil viele viel zu viel hinunterschlucken?

In anderen Kulturen ist das anders. Da gibt es festgelegte Klagerituale für bestimmte Situationen, und dann darf man öffentlich klagen. Dann erwartet niemand, dass man sich zusammenreißt. Auch im Volk Israel war das so. Die Psalmen in der Bibel legen davon Zeugnis ab. Vor allem während der Zeit des babylonischen Exils, fern der verlorenen Heimat, haben die Menschen von dieser

Möglichkeit, vor Gott klagen zu dürfen, Gebrauch gemacht. Sie vertrauten darauf, dass Gott ihre Rufe nicht zensiert und dass er auch die Macht hat, ihr Schicksal wieder zum Guten zu wenden. So beginnt der 137. Psalm mit folgenden Worten: „An den Wassern von Babylon saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten.“ Wenn ich diese Bibelstelle lese, denke ich immer an meine Großmutter. Sie konnte sich nie mit dem Verlust ihrer Heimat in Bessarabien abfinden. Bis zu ihrem Tod war sie traurig, obwohl wir sie alle lieb hatten. Unter ihrem Bett lag ein gepackter Koffer, weil sie stets daran glaubte, wieder zurückkehren zu dürfen.

Ja, Klagen ist erlaubt und tut gut. Klagen ist erlaubt, wenn der Urlaub verregnet ist. Das ist zwar vergleichsweise harmlos, aber dennoch ärgerlich. Klagen ist erst recht erlaubt, wenn man sich vom Leben der anderen ausgeschlossen fühlt, weil man gesundheitlich nicht mehr mithalten kann oder weil das Geld aufgrund von Arbeitslosigkeit knapp ist. Und plötzlich fühlt man sich wie im Exil. Man fühlt sich außen vor, weit weg von den anderen, vom richtigen Leben. Was auch immer man darunter verstehen mag. Der Beter in Psalm 73 klagt darüber, dass es den anderen Menschen, die sich nicht an Gottes Gebote halten, so gut geht, wohlgenährt und gesund sind und in der Gesellschaftlich anerkannt sind. Und er, der immer Gott verehrte, krank ist und leiden muss. Anfangs ist er wütend und wünscht den Ruhmpredigern schlechtes.

Ja, Klagen und Wut sind erlaubt. Aber es darf nicht so weit kommen, dass man sich am Ende in dieser Rolle sogar gefällt. Zur rechten Klage gehört, dass sie ein Ende hat. Nach einem reinigenden Gewitter scheint wieder die Sonne.

Im Paul-Gerhard-Lied heißt es: „Mein Aug und Glieder, die lagen darnieder aber nun steh ich bin munter und fröhlich, schaue den Himmel mit meinem Gesicht.“

Um einen derartigen Perspektivwechsel geht es im heutigen Predigttext. Es ist ein Perspektivwechsel, den Gott selber den verzweifelten und klagenden Menschen im babylonischen Exil anbietet. Eingeleitet wird er mit den Worten: „Und nun spricht der Herr.“ Oder noch etwas pointierter: „Aber nun spricht der Herr“. Bisher hatten die Menschen Gelegenheit zu reden. Sie durften ihre Not und ihr schier auswegloses Schicksal in der Fremde Gott vor die Füße werfen. Aber nun ist Gott dran. Nun redet Gott. Nun hat Gott den verzweifelten Menschen etwas zu sagen. Gott, dem sie ihr Leben verdanken und der sie noch niemals im Stich gelas-

sen hat, auch nicht in jenen Momenten, als sie das in ihrem Leid so empfunden hatten. Dieser Gott will ihre Blicke zu neuen Ufern hinlenken, damit sie Mut und Hoffnung für die Zukunft gewinnen. Aber nun...

Auch wir Menschen sagen oft und gern „aber“. Und dann folgen meist tausend Einwände. Wie anders klingt hingegen das „Aber“, mit dem der Prophet Jesaja hier im Namen Gottes spricht. Er fordert seine Zeitgenossen auf, ihr Vertrauen allein auf Gott zu setzen. Fast könnte man sagen: Er lädt sie ein zum „Aber-Glauben“. Gemeint ist damit natürlich nicht das, was normalerweise unter Aberglauben verstanden wird. Vielmehr geht es hier um einen Glauben, der allen widrigen Umständen trotz, der auch in schwierigen Situationen Gott vertraut. Denn Gott ebnet Wege, wo Menschen nur Barrieren und tausend „Aber“ sehen. Noch nicht einmal Wasser und Feuer, Bilder für die größten Bedrohungen menschlichen Lebens, stellen für Gott Hindernisse dar. Davon ist der Prophet Jesaja fest überzeugt, und eigentlich müsste auch das Volk Israel dies aus der eigenen Geschichte sehr gut wissen. Wenn das Wasser bis zum Hals steht, weil die Angst vor Nachteilen übergroß ist, wenn die Sorge um den Arbeitsplatz wie Feuer das Herz verzehrt, dann lädt Gott zum Perspektivwechsel ein. Sind wir bereit, uns darauf einzulassen? Gelingt es uns, unseren Blick, allen widrigen Umständen zum Trotz, voller Vertrauen auf Gott zu richten?

Oder lassen wir uns weiterhin von der Macht des Wassers und des Feuers beeindrucken?

Wohlgermerkt: Es geht dabei nicht um die Bewahrung vor dem, was uns ängstet. Die Lasten des Lebens bleiben niemandem erspart, auch wenn sie manchmal durchaus ungleich und ungerecht verteilt erscheinen. Vielmehr geht es um die Bewahrung durch Gott in allem, was uns ängstet. „Aber nun spricht der Herr: Fürchte dich nicht!“ Durch alle Tiefen des Lebens hindurch hat dieses Versprechen Gottes Bestand. Deshalb ist es ein guter Brauch, dieses Bibelwort bei einer Taufe über einem gerade begonnenen Menschenleben auszusprechen. Und ebenso hat es bereits vielen Menschen am Ende ihres Lebens im Angesicht des Todes Trost gespendet. Fürchte dich nicht! Das ist und bleibt Gottes unüberbietbare Zusage an uns Menschen für Leben und Tod, auch wenn manches im Leben zum Fürchten ist.

Wie oft meinen Menschen, dass es keinen Ausweg aus ihrer verfahrenen Situation gibt. Sie sehen sich für alle Ewigkeit dazu verdammt, allein mit ihrem Schicksal fer-

tig zu werden. Sie glauben nicht, dass ihnen jemand helfen könnte. Aber Gott sagt zu ihnen inmitten ihrer Klage: Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst, ich habe dich befreit aus dem Gefängnis deiner Angst und deines Kleinglaubens, selbst dann, wenn schon wieder eine Bewährungsprobe auf dich wartet.

Wie oft meinen Menschen, von Gott und der Welt verlassen zu sein. Sie fühlen sich als kleine Nummer und sind ja auch in vielen Bereichen tatsächlich nur noch Nummern, eingestanz auf allen möglichen Plastikkärtchen. Aber Gott sagt: Fürchte dich nicht! Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist unverwechselbar, einmalig in meinen Augen von Anfang an, nicht weil du eine große Nummer in den Augen der Menschen bist, sondern weil ich dich liebe. „Weil du in meinen Augen so wert geachtet und auch herrlich bist und weil ich dich liebe.“ Eine schönere Liebeserklärung Gottes an seine Menschenkinder kann man sich nicht vorstellen.

Wie oft fühlen sich Menschen hin- und hergerissen zwischen allen möglichen Interessen. Alle wollen etwas von ihnen. Und in ihrer Rast- und Ruhelosigkeit finden sie keine Heimat; gehören sie nirgendwo richtig hin. Aber Gott sagt zu ihnen: Fürchte dich nicht! Du bist mein. Du gehörst zu mir. Du darfst dich bei mir einfach nur zuhause fühlen.

Und diese Heimat im Glauben, dieses feste Wissen, zu Gott zu gehören für alle Zeit, ist natürlich nicht an bestimmte Orte gebunden. Darin weist der Prophet Jesaja über sich und seine Zeit hinaus.

Als Christen glauben wir, dass wir durch Jesus Christus zu jenen Töchtern und Söhnen gehören, die Gott vom Osten und vom Westen, vom Norden und vom Süden aus den vielerlei Irrungen und Wirrungen, in denen Menschen ihr Leben fristen, befreit. Und wir glauben, dass Gott seine Töchter und Söhne schließlich sammeln wird. Nicht an einem bestimmten geografischen Ort, sondern in der großen Gemeinschaft all derer, die ihr Vertrauen auf Gott setzen. Denn darin besteht Gottes großes Ziel mit uns Menschen, dass am Ende alle unsere Blicke auf ihn gerichtet sind – zu seiner Ehre. Dann, erst dann wird die Zeit des Klagens endgültig vorbei sein und wir können getrost singen:

„Kreuz und Elende das nimmt ein Ende,
nach Windes sausen und Meeresbrausen
leuchtet der Sonne gewünschtes Gesicht.
Freude die Fülle und selige Stille wird
mich erwarten im himmlischen Garten,
dahin sind meine Gedanken gerichtet,“
Amen.

250 Jahre Einladungsmanifest der Zarin Katharina die Große

Im Deutschen Auswandererhaus Bremerhaven begeben sich die Besucher auf die Spuren der mehr als sieben Millionen Menschen, die zwischen 1830 und 1974 von der Hafenstadt in die Neue Welt auswanderten. Im 2012 eröffneten Erweiterungsbau erzählt das Museum zusätzlich von 300 Jahre Einwanderungsgeschichte nach Deutschland. Während des Rundgangs erfahren die Besucher inmitten originalgetreuer Nachbauten historischer Räume, welche Gründe für den Aufbruch in ein anderes Land ausschlaggebend waren. Anhand von realen Biografien können sich die Besucher in die Menschen hineinversetzen, die nach Übersee gingen oder sich in Deutschland ein neues Leben aufbauten. Unter diesen Biografien befinden sich auch die Lebensgeschichten der Bessarabiendeutschen Melitta Klein und die der Russlanddeutschen Katharina Schmück. Auf letztere möchten wir anlässlich des 250. Jahrestages des „Einladungsmanifests“ der Zarin Katharina die Große besonders hinweisen. In der kommenden Ausgabe soll dann die Lebensgeschichte Melitta Kleins vorgestellt werden. Der folgende Beitrag wurde dem MB des Bessarabiendeutschen Vereins vom Deutschen Auswandererhaus zum Abdruck im Mitteilungsblatt bereitgestellt.

Redaktion: Christa Hilpert-Kuch

Von Deutschland an die Wolga und wieder zurück

Die Geschichte der „Russlanddeutschen“ im Deutschen Auswandererhaus Bremerhaven

Am 22. Juli 1763 vor genau 250 Jahren legte die Zarin Katharina die Große mit ihrem „Einladungsmanifest“ den Grundstein für die umfangreiche Ansiedlung deutscher Kolonisten in Russland. Im Deutschen Auswandererhaus Bremerhaven gibt die Biografie von Katharina Schmück einen Einblick in die wechselvolle Geschichte der so genannten „Russlanddeutschen“.

Ihre Familiengeschichte spannt den Bogen von der ersten Auswanderer-Generation im 18. Jahrhundert bis hin zur Rückkehr der Nachfahren in die Bundesrepublik in den 1990er Jahren. Nach dem Siebenjährigen Krieg (1756 – 1763) wollte Katharina die Große die nur dünn besiedelten Steppengebiete an der Wolga durch europäische Einwanderer kultivieren lassen. Die Zarin bot den potentiellen Siedlern Steuerprivilegien und andere Vergünstigungen. Werber propagierten die neue Siedlungspolitik im Ausland und stießen besonders in den deutschen Fürstentümern auf reges Interesse. Ein anhaltendes Bevölkerungswachstum und die Lasten des Siebenjährigen Krieges hatten zu weit verbreiteter Armut und Verelendung geführt, so dass die Ankündigungen der russischen Regierung häufig als die attraktivere Alternative zum Verbleib in der alten Heimat erschienen. Tausende Menschen, vor allem aus Hessen, dem Rheinland und Württemberg, zogen daher in den folgenden Jahren an die Wolga. Unter ihnen befand sich auch Johann Heinrich Schmück aus Büdingen in Hessen, ein Vorfahre von Katharina Schmück. Johann und weitere Familienmitglieder überlebten die schwere Reise nach Russland nicht, doch einer der Söhne gründete eine eigene Familie in der Wolga-Kolonie Grimm bei Saratov. Dort lebten seine Nachkommen über fünf Generationen lang. Einen dramatischen Wendepunkt erfuhr die Gruppe der Wolgadeutschen mit dem Angriff Deutschlands auf die Sowjetunion im Sommer 1941. Auf einen Erlass Stalins hin wurden

alle deutschstämmigen Einwohner der UdSSR als potentielle Verräter und Feinde deportiert. Die Familie Schmück wurde nach Kasachstan gebracht, wo 1949 Katharina geboren wurde. Ihre Herkunft brandmarkte sie als moralischen Erben des deutschen Angriffskrieges, so dass sie sich zeitlebens Benachteiligungen ausgesetzt sah. Zwar regelte das Bundesvertriebenengesetz von 1953 die Aufnahme von deutschstämmigen Aussiedlern aus der Sowjetunion, doch war eine Ausreise aufgrund der politischen Realitäten im Land nur selten möglich. Erst im Zuge der politischen Reformen Gorbatschows eröffnete sich für die deutschstämmige Gemeinschaft in Russland schließlich die Möglichkeit einer Übersiedlung in die Bundesrepublik. In dieser Ausgangssituation entschloss sich auch Katharina zusammen mit ihrem 1984 geborenen Sohn Arthur nach Deutschland zu ziehen. Sie war damit eine von über 2,7 Millionen deutschstämmigen Rückwanderern, die zwischen 1987 und 1999 die Bundesrepublik erreichten. Doch auch in der Bundesrepublik stießen Katharina Schmück und die als „Aussiedler“ und „Spätaussiedler“ bezeichneten Menschen häufig auf unverhohlene Ablehnung. Während sie in der UdSSR als missliebige Deutsche galten, nahm die bundesrepublikanische Gesell-



Katharina Schmück und ihr zweijähriger Sohn Arthur im Winter 1986 vor dem Blockeingang ihrer Wohnsiedlung in Kasachstan.
© Sammlung Deutsches Auswandererhaus

schaft die Rückwanderer vielfach als unerwünschte Fremde wahr.

Im Deutschen Auswandererhaus in Bremerhaven können Besucher nicht nur die Biografie Katharina Schmücks entdecken, sondern auch an vielen weiteren Hörstationen Hintergrundinformationen zur Geschichte der Russlanddeutschen abrufen.

Im Ansatz verfehlt

EGON BUCHHOLZ

Wer einem Bericht sein eigenes Verständnis überordnet, darf für seine Folgerungen nicht behaupten, dass sie unverzichtbar berechtigt sind! Das imponiert zu Recht niemandem. Eben darin ist der Widerspruch begründet, der die zensierende Kommentierung des Landjahrberichtes durch Herrn Dr. H. Eckert zur Zumutung machte. Sein Rechtfertigungsversuch bestätigt das nur. Dieses zu erweisen ist leicht. Nötig ist es, um den Respekt vor Autoren, Lesern und Historikern zu erhalten.

1. Das Organ des Bessarabiendeutschen Vereins ist bisher und künftig vor allem ein „Mitteilungsblatt“ für historische und aktuelle Erinnerungs- oder Zeitzeugenberichte jeglicher Art, die für sich selber sprechen. Niemand muss sie lesen, bewerten oder die darin, wie in Heimatbüchern, unzutreffenden Daten korrigieren. Denn fast alle Leser wissen, woran Herr Dr. Eckert zuletzt erinnerte, dass sie weithin in „zahlreichen Standardwerken unserer Geschichte“ sowie den „über 60 Ausgaben der Jahrbücher“ gültig vorliegen. Ebenso ist gerade unter unseren Lesern ein Allgemeinwissen über die beiden Diktaturen in Deutschland vorhanden, so dass die Verfasser solcher Berichte es weder jeweils eingehend aktualisieren noch ihren Lesern zumuten müssen. Da dieser Autorin auch durch Dr. Eckert zu bescheinigen war: „Was sie in ihrem Erinnerungsbericht erzählt, ist überzeugend“ musste das für niemanden bestätigt oder problematisiert werden!

2. Warum geriet die „Anfrage“ zu diesem Bericht dennoch zu einer Abrechnung mit der Autorin in der Hoffnung, „dass sie das spätere Leben klüger gemacht hat?“ Diesem – im historischen Vorverständnis begründeten – Anliegen wurde „viel Mühe“, drei Viertel des Textes und eine weitere Seite unnötiger Erläuterungen und Urteile gewidmet. Am Bericht der Autorin wurde bemängelt, dass er Zeugnis dafür ablege, in der Diktatur eine schöne Zeit erlebt zu haben, wenn man sich in dem System einrichtete, nur das Gute registrierte, alles Bedrohliche ausblendete – und dass „die wahre Natur des Dritten Reiches der Mädchengruppe von 1943 ganz und gar verborgen geblieben war.“

Ja, das war möglich und kann nach der Beschreibung des kollektiv vollzogenen Landjahres auch so erscheinen! Ob es jenseits dessen für die Autorin, ihre Gruppe u.a. Zeitgenossen auch so war und blieb, steht auf einem ganz anderen Blatt. Dafür gibt es unzählige Gegenbeispiele! Der vorausgesetzte „Volksempfänger“ war jedenfalls ab 1942 auch für uns nicht mehr zu haben! Eine Zeitung wurde weder daheim noch nach der Ansiedlung überall bezogen oder von Jugendlichen gelesen. Auch während meiner Studienzeit waren es nur wenige oder stets dieselben Leser, die mit mir im Lesezimmer die Tageszeitungen durchsahen...! Wer die Autorin jedoch unvermittelt mit Voraussetzungen für die Anerkennung ihrer Erinnerungen als einen „Zeitzeugenbericht“ konfrontiert und danach beurteilt, sollte nicht behaupten: „Ich habe die Sichtweise des jungen Mädchens von 14 Jahren zur Kenntnis genommen und nicht kritisiert.“

3. Das Bedürfnis des Historikers, uns zu belehren, beruhte auf seiner Unterscheidung zwischen einem Erinnerungs- oder Zeitzeugenbericht. Dieser Ansatz wurde aber weder eingeführt noch definiert, sondern tauchte beiläufig erst am Ende der „Anfrage“ auf: „... und so stellt sich die Frage, ob wir es hier mit einem wirklichen Zeitzeugenbericht zu tun haben. Wohl eher nicht.“

In meiner Antwort darauf ging ich auf diese Unterscheidung bewusst nicht ein und titelte: „Respekt und Dank allen Zeitzeugen“, weil sie eine falsche Alternative darstellt, die nur verwirrt und nichts klärt. Denn wer eigene Erinnerungen auch nur begrenzt mitteilt, ist insoweit allemal ein Zeitzeuge! Das gilt auch für jene Zeitzeugen, deren Niederschrift nach 70 Jahren auch von unserem Historiker als in sich stimmig gewürdigt wurde. Was sonst noch zu sagen wäre, so schon in den Königsbüchern des AT, sei im Buch der „Chronik“ nachlesbar. – Darum habe ich Autoren und Leser ermutigt, den Anspruch der obigen Unterscheidung zu missachten, dass jeder Zeitzeuge auch zu einer Zeitanalyse verpflichtet ist, denn sonst müsste dieses Vereinsblatt sein Erscheinen einstellen. Per Erinnerung und als Zeitzeuge habe ich hier z.B. einen Beitrag geschrieben zum Thema: „Die

Bringschuld, unsere Ansiedlung in Polen.“ Danach haben Prof. Dr. X aus Berlin sowie ein Landsmann aus den USA, beide älter als ich, mich spontan und dankbar ihrer „vollen Zustimmung“ versichert. Falls die Vereinsleitung diesen Zeitzeugen vertraut, kann sie für unsere Landsmannschaft eine entsprechende Stellungnahme formulieren. Kein Zeitzeuge erinnert oder beschreibt – wie gefordert – „die ganze Wirklichkeit“; aber unbestreitbar einen Teil von ihr, der auch seine ihm zukommende Geltung verdient. –

4. Wenn ich nicht auch um die „Problematik des Zeitzeugenberichts“ ohne die Beachtung nach wissenschaftlichen Kriterien wüsste, wäre die Historische Kommission so bald nicht berufen worden! Als ich 2007 beauftragt war, die Treffen aus der Region Lüneburger Heide zu organisieren, musste ich hier erstmals davon berichten. Seitdem informierte mich jemand über zwei Anliegen einer Gruppe, denen sich der Vereinsvorstand seit Jahren verweigere: Dem Einfluss des Nationalsozialismus in Bessarabien und dem Unrecht unserer Ansiedlung in Polen.

Als ich den Vorstand nach ca. zwei Jahren bat, diesen Teil unserer Geschichte zu klären, wurde in Kürze das Internet-Forum gegründet. Wie man dort weiß, habe ich den Wert der erbetenen „Zeitzeugenberichte“ sofort und bis zur Gründung der Historischen Kommission vehement bestritten, die von jener Gruppe per Vorurteil abgelehnt wurde. Ich beharrte darauf, dass die Ergebnisse wissenschaftlichem Anspruch genügen müssten und schrieb für das von mir erhoffte Gremium auch eine Geschäftsordnung, um so ihr Vertrauen in dessen Aufgabe zu ermöglichen! Außerdem verwies ich vergeblich darauf, dass noch lebende Funktionsträger von einst sich gewiss nicht im „Forum“ sondern bestenfalls bei einem rücksichts- und vertrauenswerten Hausbesuch dazu äußern würden! Die Historische Kommission sah sich dann auch – wie von mir erwartet – dazu genötigt, ihre Ergebnisse auf schriftliche Belege und nicht auf das „Zeitzeugen-Projekt“ zu beziehen.

Darum ist es absurd, dass Dr. Eckert meint, seine völlig unnötige Einführung und Deutung des Begriffs „Zeit-

zeuge“ zu seiner Rechtfertigung missbrauchen zu können, indem er schrieb: „Es geht, wie das in Frage stehende Beispiel zeigt (Landjahrbericht), nicht um einen Moment, sondern vielmehr um einen lang andauernden Geschehensablauf der vergewaltigt werden muss.“ Dieses Muss eines historischen Mehr- oder Besserwissers gehört jedoch nicht zu diesen o.a. Beispielen, sondern als Anlage zugeordnet zu den Themen und Ergebnissen der Historischen Kommission und – wie von mir vorgeschlagen – mit geeigneten Lehrthesen versehen, zur Kenntnis historisch Interessierter. – Da ich die beiden benannten Anliegen von einst für „abgewickelt“ erachte, enden hiermit auch meine Beiträge dazu.

5. Ich habe Jahrzehnte lang zweimal pro Monat Artikel für die Nordelbische Kirchenzeitung geschrieben und Dank aus der Gemeinde, von Synodalen und

Landessuperintendent Prof. Dr. Heubach empfangen, niemals eine Kritik. Aber ich habe seit meiner Kindheit auch begriffen, dass mich Kritik zu Selbstgewissen nicht bekümmern muss. Da sie meinen Bericht im Jahrbuch 2011 und 2012 für unglaublich halten, weil ein Achtjähriger (seit Juni 1940) das alles nicht selbst erinnern könne, sind mit mir ja auch diverse Mitzeugen in Frage gestellt, die diese Texte für völlig authentisch halten. Als ich 2011 mit Mitlesern dieses Blattes im Ort nach unserer Umsiedlung von 1940 war und den damaligen A. Luckner zutreffend charakterisierte oder ein Gebäude von einst vermisste, löste das bei hiesigen Personen wiederholtes Staunen aus, während ich die Dinge noch wie einst vor mir sah und beschreiben konnte.

Als ich z. B. nach Auskünften für meine begonnene Schrift über unsere Vorväter

forschte und unsere Cousine C. Erdmann befragte, die das Gymnasium zu Tarutino absolviert hatte und Schreiberin für die Umsiedlungskommission war, reichte ihre Erinnerung – bei völlig klarem Bewusstsein – für keine einzige lohnende Notiz! Mein Bruder Werner hingegen, drei Jahre jünger als ich, kann Erinnerungen von mir nicht nur bestätigen, sondern mir manches auch erneut bewusst machen. – Deswegen muss ich niemandem „leidtun“, wenn jemand zu seinen Lasten behauptet, „dass Pastor Buchholz mit den Problemen, vor die sich ein Historiker bei der Rekonstruktion und Beschreibung der Vergangenheit gestellt sieht, wenig oder gar nicht vertraut ist.“ Mit jenen von Oberpastor Hase z.B. wollte ich durch die neue Broschüre dieses Historikers auch wirklich nicht vertraut werden, aus reiner Pietät gegenüber ihm und seinem Sohn, einst Senator in Berlin.

Zeitzeugen-Bericht

Der Neuanfang März 1946

Erna Ültzhöfer geb. Kaldun

Nach der Flucht aus Westpreußen im Januar 1945 und ein Jahr Notunterkunft in Moisburg bei Hamburg, konnten wir durch Vermittlungen des Hilfskomitee und der Landeskirche nach Baden Württemberg einreisen. Unser Vater Wilhelm Kaldun und mein Onkel mit Familie, insgesamt zehn Personen, haben sich für dieses Angebot entschieden. In der Osterwoche 1946 haben wir auf dem Bahnhof in Buxtehude unsere Pferde mit Wagen verladen. Meine Familie mit vier Personen und viele andere sind dann auch mit dem Güterzug mitgefahren. An der Zonengrenze in Kassel hatten wir große Schwierigkeiten von der englischen in die amerikanische Zone zu kommen. Unser Ziel war Heilbronn. Als wir dort ankamen, hat sich aber niemand um uns angenommen. Es war nicht gut organisiert und so mussten wir dort auf dem Bahnhof drei Tage auf einem Abstellgleis verbringen. Die Stadt Heilbronn lag in Trümmern und der Bahnhof war notdürftig instandgesetzt. Das Postamt nebenan war unbeschädigt vom Bombenangriff (04.12.1944) geblieben. Gegenüber vom Bahnhof war schon ein Hotel (Royal) im Rohbau entstanden, die Fenster waren schon eingesetzt. Es wurden Leute zum Fensterputzen gesucht. Da meine Mutter sich gemeldet

hatte, wurde sie sehr gut mit Lebensmitteln versorgt, so dass wir über die Tage kein Hunger leiden mussten. Wo aber das Wasser und Futter für die Pferde her kam, das weiß ich heute nicht mehr. Ich bin dann in der Zeit auf dem Bahnhof sehr krank geworden. Aus unserem Gepäck wurde ein Krankenlager gemacht. Wir waren ja am Rande des Bahnhofs abgestellt, somit konnte man ein kleines Feuer machen und heißes Wasser für Tee zubereiten. Da ich ja auch sehr gefroren habe, hat man ein Ziegelstein heiß gemacht, der zum Wärmen diente.

Nach drei Tagen kam ein Bescheid vom Hilfskomitee, dass die Gemeinde Gochsen uns aufnimmt. Wir machten uns auf den Weg und waren zur Mittagszeit in Gochsen. Wir haben uns dort im Rathaus gemeldet. Dort lag aber keine Benachrichtigung vor, welche uns Flüchtlinge aufnehmen sollte und so bekamen wir auch keine Unterkunft. Unsere Pferde hatten gleich einen Unterstellplatz. Unser Gepäck hat man zwischen Rathaus und Pfarrhaus abgestellt. Mein Gesundheitszustand war nach wie vor sehr schlecht. Meine Mutter hat wieder von unserem Gepäck ein Krankenlager zurechtgemacht. Und so lag ich auf dem Gepäck am Straßenrand. Im Laufe des Nachmittags hat uns

jemand ein heiße Suppe gebracht. Es war in der Osterwoche und das Backhaus muss wohl in der Nähe gewesen sein. Die Frauen liefen den ganzen Nachmittag hin und her mit ihrem Gebäck. Es wurde bald Abend und wir hatten immer noch keine Unterkunft. Eine Frau Schramm gleich neben der Kirche hat sich erbarmt und hat uns vorübergehend über die Osterfeiertage (bis alles geregelt war) aufgenommen. So bekamen wir gleich nach Ostern vom Rathaus einen Bescheid, dass wir für Cleversulzbach zugeteilt waren. Wir haben dann wieder alles zusammengepackt und sind dorthin gefahren. Von da an hatte alles seine Richtigkeit. Wir waren für die Gemeinde Cleversulzbach bestimmt und bekamen auch gleich mit Pferd und Wagen eine Unterkunft. Eine ältere und alleinstehende Frau Hesser hat uns bei sich aufgenommen, obwohl schon drei Flüchtlinge aus dem Sudetenland in ihrem Haus waren. So hatte jede Familie ein Zimmer bekommen, die Küche war gemeinsam. Inzwischen war es Frühling geworden. Ich habe beim Bürgermeister eine Dienststelle bekommen. Dort verrichtete ich die Arbeit im Haus, Feld oder Weinberg. Die Hauptsache war, man war irgendwie versorgt. Der Monatslohn betrug 30 DM. Meine Schwester Alma,

die sechs Jahre älter war, hatte schon einen Beruf, den der Schneiderin, erlernt. In der Nachkriegszeit hatte man nur die Möglichkeit aus alten abgetragenen Kleidern etwas Neues zu schneiden, oder man konnte Stoff eintauschen gegen Lebensmittel. So hatte meine Schwester voll auf zu schaffen. Von einem Arbeitslohn kann keine Rede sein und so wurde mit den gerade zur Verfügung stehenden Lebensmitteln abgerechnet. Mein Vater war mit seinem Pferdegespann sehr gefragt. Es waren viele alleinstehende Frauen mit kleiner Landwirtschaft, deren Männer noch in Gefangenschaft oder gar im Krieg gefallen sind. Die Frauen waren recht froh, dass die Äcker und Wiesen bearbeitet wurden. Es war Frühling, wir hatten wohl eine Wohnung, aber es fehlte an allem. Wir gingen zu jeder freien Stunde in den Wald. Mit der Erlaubnis vom Bürgermeister konnten wir uns so viel Brockelholz und Tannenzapfen zum Feuer machen holen, wie wir brauchten. Als Streu für die Pferde haben wir trockene Blätter im Wald in große Säcke gefüllt, so dass immer ein Vorrat da war. Der Wald hat uns in der Not über das ganze Jahr hinweg geholfen. Der Wald war wie eine große Vorkammer. Im Sommer gab es Pilze und Beeren und im Herbst waren reichlich Haselnüsse und Buchäckern zu finden.

Die komplette Familie ging über die Herbstzeit in den Wald um die Buchele aufzulesen. Das Ergebnis war eine große Kanne Öl, denn in der Nähe von Cleversulzbach war eine Ölmühle. Für längere Zeit hatten wir Fett im Haus. Das Öl eignete sich zum Kochen und Braten. Die Bucheckern rösteten wir mit Zucker wie gebrannte Mandeln, es war etwas ganz besonderes. Aus getrockneten Apfelschalen wurde Tee zubereitet. Der Kaffee wurde aus gerösteter Gerste und Roggenkörnern gemahlen und zubereitet. Im Sommer wurde auf abgeernteten Getreidefelder die übrigen Ehren gesammelt und wie

stolz waren wir, von der Mühle ein Säckchen Mehl nach Hause zu tragen. Der erste Hefekranz, den wir von dem Mehl gebacken haben, wird für uns unvergesslich bleiben. Es war der Beste aller Zeiten. Mein Vater konnte 1948 über die Landessiedlung einen kleinen Bauernhof erwerben (von Daniel Schuler) und so konnte man sich selbst versorgen. Für den Stall wurden eine Kuh, Schweine, Geflügel wie Hühner, Enten und Gänse angeschafft. Nebenbei hat unser Vater noch immer die fremden Äcker bearbeitet, so dass wir einigermaßen davon leben konnten. Die Zeit bleibt ja nicht stehen. Ein ganz anderes Leben hatte sich entwickelt. Viele Männer, die im Krieg und in der Gefangenschaft waren, kamen „Gott sei Dank“ zu ihren Familien zurück. Das Wirtschaftswunder hatte begonnen. In der Landwirtschaft wurde ein Trecker nach dem anderen angeschafft. Das bedeutete für meinen Vater Arbeitslosigkeit und so musste er seine Pferde verkaufen. An dem Tag, als die Pferde abgeholt wurden, ging Vater solange aus dem Haus. Er wollte sich den Abschied ersparen, denn an einem Pferd, es hieß Hans, hing er besonders.

Als wir damals 1941 in Westpreußen angesiedelt wurden, fanden wir unter Anderem ein kleines hilfloses Fohlen vor, dessen Mutter kurz zuvor verunglückte. Wir haben es mit der Flasche groß gezogen. Die ganze Familie wollte sich den Anblick ersparen, als der Lastwagen vorfuhr. Noch heute höre ich die Tritte der Pferde als sie die Rampe zum Wagen hinauf liefen. Der Pferdestall aber war nun leer. Als Ersatz haben zwei Ziegen den Platz eingenommen. So hatte unser Vater doch noch nach der Arbeit und am Wochenende etwas mit Tieren zu tun. Meine Mutter machte aus der Milch den leckersten Käse. Unser Vater hat bei der Stadt Neuenstadt Arbeit gefunden und hat dort bis zum Rentenalter gearbeitet. Die ersten Siedlungen für Flüchtlinge sind 1949 entstanden. Mein Onkel mit Familie hat in

Willsbach gebaut. Das Grundstück, ein kleines Haus mit Garten, ein Stall für Geflügel und Hasen und auch ein Schweinestall war mit eingeplant. Ich kann mich noch erinnern, mein Onkel war der Erste, der ein Ferkel aufgezogen und gefüttert hat.

Die ganzen Anwohner der Straße haben sämtliche Abfälle, wie Kartoffelschalen, Äpfel und sonstiges gebracht, so dass immer genügend Futter da war. Wie das Schlachtfest ausgefallen ist, daran kann ich mich leider nicht mehr erinnern aber sicherlich schön.

Nach langer Zeit einmal wieder eigene echte bessarabische Bratwurst, Kotletten und Spezialitäten vieler Art zu genießen, war ein Glücksgefühl.

So nach und nach konnte man sich das Notwendigste für den Haushalt anschaffen. Bei aller Bescheidenheit waren wir glücklich und zufrieden. Inzwischen kam auch mein Bruder Waldemar aus der französischen Gefangenschaft zurück. Nach langem Suchen hat er uns doch gefunden.

Wir hatten schon lange Zeit keine Nachricht mehr von ihm erhalten und hatten schon mit dem Schlimmsten gerechnet, umso größer war das Wiedersehen. Der Verlobte meiner Schwester kam auch unversehrt aus italienischer Gefangenschaft zurück. Somit war unsere Familie wieder komplett. Für uns alle hat ein neues Leben begonnen, jeder ist einer Arbeit nachgegangen. Wir drei Geschwister blieben in Cleversulzbach und jeder von uns hat eine Familie gegründet. Unsere Eltern konnten sich noch an ihren Enkeln erfreuen und haben beide ein gesegnetes Alter erreicht. Rückblickend kann ich heute im Alter von 83 Jahren nach allen Kriegswirren, Not und Heimatlosigkeit und einem schweren Schicksalsschlag sagen, wir haben doch noch eine friedliche schöne Zeit erlebt und ein zu Hause in Cleversulzbach gefunden – im Schwabenland in der Urheimat unsere Vorfahren.

Meine ersten Jahre im Westen

ELLEN VAUPEL

Zum 50jährigen Jubiläum des Landes Nordrhein-Westfalen hat die Stiftung „Gerhart-Hauptmann-Haus, Deutschosteuropäisches Forum“ in Zusammenarbeit mit dem Westdeutschen Rundfunk und seiner Sendung „Alte und

neue Heimat“ einen Erzählerwettbewerb zu dem Thema „Meine ersten Jahre im Westen“ ausgeschrieben. Unter diesem Titel wurden 37 der 145 eingesandten Erlebnisberichte ausgewählt und veröffentlicht. Das Buch enthält Geschichten von Vertriebenen, Flüchtlingen und Aussiedlern, die von ihrer

Herkunft berichten, ihrer Flucht, wie sie in ihrer neuen Heimat aufgenommen wurden und wie sich die Verhältnisse allmählich normalisierten.

Der Bericht „Stolz auf meine Herkunft“ von Ellen Vaupel, einer Tochter von Otto Schäfer aus Josefisdorf in Bessara-

bien, gehört zu den 37 ausgewählten Erlebnisberichten.

Stolz auf meine Herkunft

Wenn ich aus dem Fenster schaue, sehe ich ein langezogenes, weißliches Haus mit verwitterten grünen Fensterläden und Dachgauben. Auf der großen Wiese davor spielende Kinder und flatternde Wäsche auf der Leine. Das Grundstück umsäumt von zwei mächtigen Birken und Büschen, die im Frühjahr wunderschön blühen. Vor kurzem noch war die Sicht dorthin verdeckt durch hohe alte Tannen, die unser Nachbar gegenüber vor einiger Zeit gefällt hat.

Es ist ein Übergangsheim, in dem schon viele Nationalitäten gewohnt haben und noch wohnen. Seit einigen Jahren auch russlanddeutsche Familien mit mehreren Kindern.

Unmittelbar vor unserem Reihnhaus ist ein winziger öffentlicher Kleinkinderspielplatz mit Schaukel, Lokomotive, Häuschen und Sandkiste, der besonders beliebt ist bei den Kindern aus aller Welt. Arabisch, Türkisch, Polnisch, Jugoslawisch, Italienisch und neuerdings Russisch-Deutsch hörte ich schon durchs offene Küchenfenster schallen. Manchmal gibt es auch Ärger, aber dann spreche ich mit den Kleinen und spendiere schon mal ein Eis oder Bonbons. Ab und zu klingeln sie an unserer Tür und wollen mir etwas erzählen, und zuweilen winken sie und rufen mir einen Gruß zu.

Tief betroffen und urplötzlich an meine eigene Kindheit erinnert, fühlte ich mich jedoch, als vor einiger Zeit Eltern der umliegenden Einfamilienhäuser nicht mehr zuließen, dass ihre Kinder diesen Spielplatz aufsuchten. Bedrohung, Angst, schlechter Einfluss, unmögliches Vokabular usw. gingen von ihm aus.

Seit nunmehr 27 Jahren wohne ich mit meiner Familien in Nordrhein-Westfalen. Geboren bin ich im Süden Russlands, zwischen Dnjestr und Pruth am Schwarzen Meer. Heute ist dieses Stückchen Erde aufgeteilt an Moldawien und die Ukraine.

Unsere Vorfahren waren 1812 von Baden-Württemberg ausgewandert und hatten in drei Generationen unter viel Mühe und Not ein blühendes Land erschaffen.

1940 wurden alle Bessarabiendeutschen aufgerufen, das Land zu verlassen. Wir sollten wieder nach Deutschland umgesiedelt werden. Die ganze entsetzliche

Tragödie der Umsiedlung und der Abschied waren für alle unbeschreiblich schwer. Wer es nicht erlebt hat, für den ist es unvorstellbar. So erzählten meine Eltern.

Nach zwei Jahren Aufenthalt in Österreich, wir wohnten dort in Übergangsheimen, wurden wir in Westpreußen angesiedelt. Man hat uns einfach auf einen total verlotterten Bauernhof gebracht, dessen Besitzer enteignet war. Meine Eltern und meine Großmutter konnten es nicht fassen und wollten nicht vom Wagen steigen. Oma und Mama weinten bitterlich. Ich aber entdeckte zu meiner Freude sofort auf der alten Scheune ein großes Storchennest mit unaufhaltsam klappernden Störchen, als wollten sie uns begrüßen und Mut zusprechen.

Damals waren wir bereits fünf Kinder. Im Sommer rief ich mir oft fast die Kehle aus dem Hals: „Storch, Storch guter, bring mir noch einen Bruder!“ und es klappte. Meister Adebar warf zuerst einen Bruder und eine Schwester bals hinterher in den Schornstein, und wir waren glücklich. Für uns Kinder wurde es eine schöne Zeit auf dem Hof und im Dorf. Es gab eine Kirche, eine Schule, einen Kindergarten, eine Rote-Kreuz-Station und einen großen Teich. Im Winter wurden wir frühmorgens mit der Laterne von den Kindergärtnerinnen abgeholt. Das war immer sehr aufregend. Zweimal hatten wir ein Landjahrmädchen aus Berlin und aus Eisenach. Danach holten wir eine evakuierte Hamburgerin mit Kind vom Bahnhof ab, die durch die vielen Bombennächte krank und ein totales Nervenbündel war. Nach sechs Wochen guter Küche und Pflege ging es ihr wieder besser, und meine Eltern waren dankbar, dass sie uns bei den Schularbeiten half.

Mein Vater hatte in der Zeit durch die viele harte Arbeit mit seinem steifen Bein und Arm zu kämpfen und bekam dazu auch noch Magengeschwüre, so dass wir Kinder entsetzt waren, als er Blut erbrach.

Meine Mutter hatte es am schwersten. Sie konnte die ganze Arbeit mit der großen Familie wohl nur deshalb bewältigen, weil sie zu der Zeit sehr jung war und trotz allem gesund blieb.

Nach knapp drei Jahren, als Haus und Hof wieder gut hergerichtet waren und es langsam für meine Eltern wieder erträglicher wurde, mussten wir über Nacht das zweite Mal Haus und Hof verlassen.

Es war sternklarer Himmel und bitter kalt, als der Pferdewagen beladen wurde. Alle waren sehr aufgeregt. In Eile kamen Strohsäcke, Federbetten, noch warmes Brot aus dem Backofen, Töpfe mit Schmalz, Schinkenspeckseiten und Kleidung, in Weidenkörben verpackt, auf den Wagen. Es war nicht viel Zeit. Meine Geschwister waren wohl zu müde so mitten in der Nacht. Ich aber war hellwach und freute mich riesig, dass wir endlich einmal eine richtige Reise machten, so mit Pferd und Wagen, essen und trinken und schlafen.

Dabei hüpfte ich vergnügt mit der Laterne, die ich in die Hand gedrückt bekam, um das Fuhrwerk und jubelte: „Wir fahren weg, endlich fahren wir auch mal weg!“

Peng!! Da bekam ich die erste Ohrfeige in meinem Leben, die zweite mit dreizehn. Dabei hatte Papa doch gesagt, wir machen nur einen Ausflug und kommen dann wieder. – Bis dahin hatte ich ihn noch nie so böse erlebt, und ich war schon sieben Jahre alt.

Sechs Wochen später kamen wir, meine Eltern und sieben Geschwister – die ausgebombte Familie ist unterwegs auf irgendeinem Bahnhof in Richtung Hamburg gefahren, nachdem es ihr zu eng wurde auf unserem großen Leiterwagen in Niedersachsen an.

Unser Proviant hat unterwegs nicht lange gereicht bei so vielen Personen, und das Baby hatte Ernährungsstörungen, weil es von Geburt an einfach nicht gestillt werden wollte. Milch war auf der Flucht nirgends zu bekommen. Jedes Mal, wenn die Helfer vom Roten Kreuz an unserem Wagen ankamen, waren die Zwieback und Brotrationen alle. Verhungert sind wir auf der Flucht deswegen nicht, weil wir uns schon nach einer Woche vom großen Treck abgesondert hatten mit zwei weiteren Nachbarsfamilien. So bekamen wir leichter Quartier bei der bitteren Kälte und manchmal etwas zu essen und Futter für die Pferde.

Zwei kleine Räume wurden uns auf einem Bauernhof zugeteilt, der schon mit einer bombengeschädigten Familie aus Bremen und aus Frankfurt belegt war. Papa war stolz, dass seine Pferde so gut durchgehalten hatten und beim Bauern im Stall unterkamen. Einige Tage später musste er die sich sträubenden Tiere beim Militär abliefern. Schmerzbewegt kam er zurück. Man hatte ihm das Letzte genommen. Den Leiterwagen tauschten wir später gegen ein Fahrrad mit Vollgummireifen ein.

Anfangs waren wir alle zurückhaltend, verängstigt und schüchtern. Obwohl wir Deutsch, dem Schwäbischen ähnlich mit etwas Russisch vermischt, sprachen, durften die Kinder der Lehrerfamilie aus Bremen nicht mit uns spielen, weil es manchmal Streit gab.

Und ich fragte Papa, was denn polnisches und russisches Pack sei und war stolz, wenn er uns mit den Worten verteidigte: „Wir sind zwar einfache Leute, aber keine Dummköpfe“.

Nach einigen Monaten bekamen wir für unsere große Familie auf einem anderen Bauernhof eine Unterkunft in der Scheune. Es waren drei winzige Räume mit Küche und Flur und einem Ofen. Aber wir hatten einen eigenen Eingang und einen kleinen Hof mit Schuppen. Rechts vor dem Haus stand ein großer, mit einem Apfelbaum verschlungener Holunderbusch. Dort konnte man eine Schaukel anbringen. Es wurde mein Lieblingsplatz, an den ich mich im Sommer oft zum Träumen zurückzog. Die Äpfel durften wir auch pflücken. Aus den Holunderbeeren machte meine Mutter Saft.

Meine Eltern aber waren voller Sorge, weil es nichts zu essen gab. Der Winter 1945/46 war bitter, und Mama erwartete ihr achttes Kind. Von allen Seiten hörte ich deswegen abfällige Worte und litt sehr darunter. Als meine Schwester im Januar 1946 geboren wurde, brachte die ärmste Bäuerin im Dorf für Mama eine gute heiße Hühnersuppe, damit sie wieder zu Kräften kam, und gratulierte zum gesunden Kind. Wir weinten alle zusammen mit Mutti.

Papa arbeitete für ein Butterbrot bei den Bauern oder für eine Handvoll Kartoffeln. Im Frühjahr bekam er ein halbtotes frischgeborene Ferkel geschenkt. Wir haben es im Karton unter dem Küchenherd wieder aufgepöppelt mit der Nuckelflasche. Später kam es in den Schuppen.

Um zu überleben, mussten wir älteren Kinder (ich war damals neun Jahre alt) auf dem Acker helfen. Wir sammelten Ähren auf dem Stoppelfeld, suchten Kartoffelkäfer von den Blättern, halfen bei der Rüben- und Kartoffelernte für eine Scheibe Brot und einen halben Sack Kartoffeln. Vorher versprach der Bauer meinem Vater immer einen ganzen Zentner. Mit Mama gingen wir zum Blaubeerenpflücken, Brombeeren-suchen und Bucheckernlesen. Wir schafften es gemeinsam unter großer

Anstrengung, bis zum Winter das kleine Schweinchen schlachtreif zu füttern. Die fertigen Würste, Schmalz, Speck und für die Räucherammer bestimmte Schinken und die eingemachte Leberwurst wurden in dem Raum mit kleinem verstreubtem Fenster untergebracht.

Wenige Tage später hatten wir morgens alle verschlafen und stellten mit Entsetzen fest, dass die Speisekammer restlos ausgeraubt war. Mama bekam einen Nervenzusammenbruch, weil sie nicht wusste, wie sie uns jetzt über den Winter bringen sollte und der Lehrer in der Schule hatte kein Verständnis für mein Zuspätkommen und Heulen. Im Lesebuch lasen wir gerade die Geschichte „Wie dem kleinen Maxel das Haus dreimal niederbrannte“.

Gerettet hat uns ein Care-Paket aus den USA, das Lebensmittel enthielt. Bis dahin hatten wir, trotz Beschwerde, aus unerklärlichen Gründen nie eines bekommen. Alle anderen Flüchtlinge im Dorf wurden damit regelmäßig bedacht. Papa ließ einen Dankesbrief auf Englisch an den Absender schreiben.

Im Frühjahr überließ uns der Bauer einen vernachlässigten Obstgarten und etwas Land. Wir mussten wieder alle mit zupacken, um ihn gemeinsam in Ordnung zu bringen und Gemüse anzupflanzen. Wir wurden reichlich belohnt mit vielen Früchten, Gemüse und einer Unmenge Tomaten, die Papa auf dem Markt verkaufte. Inzwischen hatten wir auch Hühner, Kaninchen und eine Ziege, die am Rain graste, und Mama machte den herrlichsten Käse aus der Milch.

Als Pacht mussten wir beim Bauern die Hälfte vom Obst abliefern.

Zwischendurch hatte mein Vater immer große Probleme mit seinem kranken Bein und dem Arm. Daduch hat er auch keine Arbeit bekommen und war lange Zeit sehr unglücklich. Aus diesem Grund stand uns auch kein Pfennig Lastenausgleich zu. Meine Eltern erhielten dafür eine kleine Kriegsschadensrente, von der wir aber kaum leben konnten.

Für uns Kinder jedoch war es eine günstige Fügung, ein Honigmond. Wir halfen Papa täglich im großen Obst- und Gemüsegarten und konnten dort wunderbar spielen. Er lag an einem Wäldchen. Aus Ginsterruten baute er uns eine große Hütte und grub mit Freunden einen kleinen Wassertümpel. So konnten wir der bedrückenden Enge zu Hause entfliehen.

Eines Mittags, als ich aus der Schule kam, hatte der Bauer bei einer Säube-

rungsaktion einfach meinen Holunder-/ Apfelbaum abgesägt. Die Schaukel lag daneben. Ich war enttäuscht und sehr ärgerlich über so viel Blödheit und habe nie jemandem erzählt, dass ich danach abends im Bett fürchterlich geweint habe. Man hatte mir meinen letzten kleinen Zufluchtsort zerstört.

In unserer engen Behausung war es katastrophal. Wir mussten dort acht Jahre aushalten. Ich fand es langsam unerträglich. Aus Platzmangel mussten wir zu zweit in Stockbetten schlafen. Im Winter war durch die Feuchtigkeit Eis an den Wänden. Meine Eltern haben jedes Frühjahr alles aufgeräumt, die Strohsäcke neu gefüllt, die Zimmer weiß gekalkt, alles geschrubbt und gründliche gelüftet in der Sonne.

Schularbeiten konnte ich nur nach dem Essen an der Tischkante machen, wenn meine Geschwister zum Spielen draußen waren. Obwohl ich das beste Zeugnis in der Schule hatte, wurde ich 1948 nicht zur Oberschule zugelassen. Das finde ich heute noch ungerecht.

Weil wir Kinder alle rote Wangen und glänzende Augen hatten, nahm das Gesundheitsamt an, wir hätten Tuberkulose. Meine Mutter wurde sehr ärgerlich und schlug Krach. Danach bekamen wir Hilfe durch die Stadt Verden. Sie versprach uns ein Grundstück auf Erbpacht und vermittelte einen kleinen Kredit. Ein Jahr später hatten wir mit viel Eigenleistung ein einfaches Haus gebaut, ohne Heizung, aber mit großem Garten.

Zu dieser Zeit war es sehr schwer, eine Lehrstelle zu bekommen. Ich war drei Monate als Kindermädchen bei einem Augenarzt. Das gefiel mir aber nicht und seine Sprechstundenhilfe wollte ich auch nicht werden. Jeden Donnerstag fuhr ich zur Berufsberatung und gab die Hoffnung nicht auf. Das Arbeitsamt ermöglichte mir durch einen überörtlichen Lehrlingsaustausch eine Ausbildung in Frankfurt/Main. Ich war überglücklich und Feuer und Flamme, meine Eltern nicht! Ich war erst 15 Jahre alt. Als sie aber erfuhren, dass noch fünf weitere Mädchen aus dem Umkreis dabei sind, war alles klar.

Eine Woche später reiste ich ab in die zerbombte Großstadt. Wir wurden in einem Lehrlingsheim der Stadt Frankfurt untergebracht. Obwohl es ein Hochbunker mit wenigen Fenstern war, fand ich es angenehmer als in unserer engen Behausung. Ich hatte mein eigenes Bett, sogar einen Schrank, und es gab Duschen und eigene Handtücher,

und natürlich gutes Essen. Die Heimleiterin war prima und führte uns durch ganz Frankfurt. Wir bekamen günstige Opern- und Theaterkarten, gingen in den Zoo, in den Palmengarten, in Museen, ins Städtl und natürlich ins Goethehaus. Für mich war alles hochinteressant.

Ich machte eine dreijährige Ausbildung als „Groß- und Außenhandelskauffrau“,

und in der Firma waren alle sehr freundlich. Ich schrieb vor Begeisterung jede Woche einen langen Brief nach Hause mit immer neuen Erlebnissen, Telefon gab es leider zu der Zeit nur eins im Ort.

Mein Gehalt musste ich abgeben und bekam nur fünf Mark Taschengeld für Zahnpasta, Seife usw. Mein Chef, er hatte selbst vier Kinder, sorgte aber öf-

ter dafür, dass ich noch etwas dazubekam, zum Geburtstag, bei Ausflügen mit der Berufsschule und jeden Monat das Doppelte für eine Straßenbahnkarte. Auf der Weltkarte musste ich meine lange Reise auf der Donau durch das Eiserne Tor nach Wien bis nach Westpreußen und von dort die Flucht nach Niedersachsen erklären, und ich war zum ersten Mal in meinem Leben stolz auf meine Herkunft.

*„Fürchte dich nicht,
denn ich habe dich erlöst,
ich habe dich bei deinem Namen gerufen
du bist mein.“*

Jesaja 43,1

Unsere liebe Mutter, Oma und Uroma

Gertrud Knopp-Rüb

geboren 19. Dezember 1925 in Cobadin/ Dobrudscha

ist nach langer Krankheit am 23. August 2013 von uns gegangen.
Wir wissen sie in Gottes Hand.

In Liebe und Dankbarkeit:
Hartmut und Susanne Knopp
Dagmar Ackermann-Knopp und Dr. Paul Ackermann
Katrin, Matthias, Sonja und Sebastian
Irma und Paul Müller
und alle Angehörigen

Die Trauerfeier fand am 30. August 2013 auf dem Friedhof in Stuttgart – Münster statt



Wer ihn kannte, erinnert sich

Am 27. Mai 2013 mussten wir uns nach kurzer Krankheit von unserem Vater,
Rudolf Regner, verabschieden.

Er wurde am 8.3.1926 in Mathildendorf in Bessarabien als Sohn von Johannes Regner und Sophie, geb. Weippert, geboren. Kurz nach seiner Geburt ist seine Mutter verstorben. Mit seinem Vater lebte er bei seiner Großmutter. Später wuchs er bei der zweiten Frau seines Vaters, Auguste Regner geb. Presser, und vier weiteren Geschwistern auf. 1940 wurde die Familie umgesiedelt ins Lager Auspitz in Polen, wo er 1941 auch konfirmiert und 1944 zur Deutschen Wehrmacht eingezogen wurde.

Im Mai 1945 kam er in russische Kriegsgefangenschaft, aus der er 1949 entlassen wurde und in Matheshörlebach, Kreis Schwäbisch Hall, mit seiner Familie wieder zusammen traf.

1954 heiratete er Erna, geb. Friedrich. Aus der Ehe gingen sieben Kinder hervor und er durfte sich über neun Enkelinnen und Enkel und eine Urenkelin erfreuen. Er lebte bis zu seinem Tod in Sulzdorf und Schwäbisch Hall und verstarb im dortigen Krankenhaus.

Zeit seines Lebens war ihm sein Geburtsort Mathildendorf in Bessarabien sehr wichtig. Aus diesem Grund engagierte er sich im „Heimatverein Mathildendorf“, wo er unter anderem einige Jahre den Vorstand innehatte. Er war maßgeblich an der Entstehung des „Heimatbuches Mathildendorf“ beteiligt.

1989 besuchte er bei seiner zweiten Bessarabienreise zum ersten Mal seinen Geburtsort. Damals war es noch nicht möglich offiziell nach Mathildendorf zu gelangen. Er fuhr mit einem Privattaxi illegal über die Grenze. Dort traf er „Wasili“, den Sohn des ehemaligen Viehhirten, der ihn zu seinem Elternhaus führte, in dem heute ein Kindergarten untergebracht ist.

Danach organisierte er immer wieder Transporte mit Hilfsgütern in sein Heimatdorf. Diese wurden über „Wasili“ im ganzen Dorf verteilt.

Wir sind stolz auf unseren Vater, dass er sich über viele Jahre so intensiv für seinen Heimatort engagiert hat. Seine Kinder

Der Tod kann uns
von dem Menschen trennen,
der zu uns gehörte,
aber er kann uns nicht das nehmen,
was uns mit ihm verbindet.



Rudolf Regner

*8.3.1926 † 27.5.2013
in Mathildendorf in Schwäbisch Hall

Nach kurzer Krankheit mussten wir uns
von unserem lieben Vater, Schwiegervater,
Opa, Uropa, Schwager und Onkel verabschieden.

In unserem Herzen wird er immer bei uns sein.

Die Kinder mit Familien

In Liebe und Dankbarkeit nahmen wir Abschied von
meinem lieben Mann, Vater, Schwiegervater, Großvater
und Urgroßvater



Erhard Rath

* 27.02.1922 † 29.07.2013
Albota Intschede

Im Namen aller Angehörigen
Ilse Rath geb. Siegler

Die Trauerfeier fand am 3. August in Blender/Intschede statt.

*Ach, schrittest du durch den Garten noch einmal im
raschen Gang. Wie gerne wollte ich warten, warten stundenlang.
Das Schönste, was ein Mensch hinterlassen kann, ist,
das man lächelt, wenn man sich seiner erinnert.* Theodor Fontane

*Gott, der Herr, hat meine liebe Frau, unsere liebe Mutter
und Schwiegermutter von ihrem Leiden erlöst und zu sich
gerufen.*



Ella Vaupel

geb. Schäfer
* 29. April 1937 † 3. Juni 2013
in Josefsdorf

In Liebe und Dankbarkeit:

Wilfried Vaupel
Gabriele Philippen geb. Vaupel
Oliver Vaupel
Gerd Philippen
und Anverwandte

*Herzlichen Dank für die Beileidsbekundungen, die
Begleitung zum letzten Gang zum Friedhof, die Blumen
und Spenden für spätere Grabbepflanzung und
notleidende Kinder.*

42781 Haan, Ginsterweg 7

*Die Beisetzung hat am 7. Juni auf dem Waldfriedhof Haan
stattgefunden.*

SPENDEN BESSARABIENDEUTSCHER VEREIN

Fortsetzung Mai 2012

Bessarabiengemeinde Gnadenfeld – Helene Rogge, Kiel, 50 €
– Viktor Ziegler, Wendlingen, 25 €

Bessarabiengemeinde Kisil – Berti Witt, NORTH ROYAL-
TON, OH 44133-6023, 23,09

Bessarabiengemeinde Leipzig – Nathanael Riess, Uetersen,
300 € – Egon Sprecher, Hofgeismar, 25 €

Bessarabiengemeinde Seimny – Ottomar Schüler, Ludwigs-
burg, 50 €

Bessarabiengemeinde Tarutino – Renate Tarnaske, Neu
Wulmstorf, 25 €

Bessarabiengemeinde Wischniowka – Emilie Fechner,
Schönhausen, 20 €



*90 Jahre sind eine lange Zeit,
denkt man an sie in der Kinderzeit.
90 Jahre sind ein kurzer Spann,
schaut man sie im Alter an.*

Olag Jagusch,

geb. Sackmann

geb. 23.08.1923 in Marienfeld

Zum 90. Geburtstag alles Gute
nach Beverstedt. Gottes Segen und
persönliches Wohlergehen im neuen Lebensjahr wünschen
Dir Lilly und alle Sackmanns Bäsle aus dem Stuttgarter und
Heilbronner-Raum.
Beilstein, 13.09.2013

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17,
70188 Stuttgart, Bundesvorsitzender: Günther Vossler, Tel. (07 11) 44 00 77-0,
Fax (0711) 44 00 77-20

Redaktionsteam: Heinz Fieß, Telefon (0 71 65) 13 82 und
Christa Hilpert-Kuch, Telefon (0 42 35) 27 12

Für Kirchliches Leben: Redaktion zur Zeit vakant, Beiträge bitte per E-Mail an
verein@bessarabien.de, Tel. (0711) 44 00 77-0

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de oder per Post an
Hauptgeschäftsstelle des Bessarabiendeutschen Vereins e.V., Florianstraße 17,
70188 Stuttgart

Anschrift für Vertrieb: Hauptgeschäftsstelle Stuttgart, Florianstraße 17, 70188
Stuttgart, Telefon (07 11) 44 00 77-0, Fax (0711) 44 00 77-20,
E-Mail: verein@bessarabien.de; **Internet:** www.bessarabien.com

Kündigung 4 Wochen zum 30. Juni und 31. Dezember des laufenden Jahres
möglich. Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle
Nord zu erhalten. Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen
vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers,
nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Druck und Versand: Steppat Druck GmbH, Senefelderstr. 11, 30880 Laatzen
Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen.
Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 35,- EUR, zusammen mit dem
Mitgliedsbeitrag für den Bessarabiendeutschen Verein sind es 40,- EUR
Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart, BLZ: 600 501 01, Konto-Nr. 128 70 42